

Rheingauer Bote.

Rüdesheimer Zeitung.



Organ für Rüdesheim u. Umgegend.

Gegründet 1877.

38. Jahrgang.

Nr. 120.

Erscheint wöchentlich dreimal und kostet vierteljährlich M. 1.20 ohne und M. 1.40 mit illustr. Sonntagsblatt. Auswärts mit betr. Postaufschlag. Telefon Nr. 295.

Rüdesheim a. Rh.
Freitag, den 9. Oktober

Inserationsgebühr: die viergespaltene Petitzeile für Rüdesheim 10 Pfg., für auswärts 15 Pfg.; bei mehrmaliger Einrückung entsprechender Rabatt. Druck u. Verlag von K. Meier in Rüdesheim.

1914.

Hierzu Sonntagsbeilage Nr. 41.

Bekanntmachung.

Die Personenzulassung für das Steuerjahr 1915 ist auf den 15. ds. Mts. festgesetzt. Zu diesem Zwecke kommen in den nächsten Tagen die Hauslisten zur Verteilung. Diese sind sorgfältig auszufüllen und zum Abholen am 15. ds. Mts. früh bereit zu halten.

Auf die auf der Rückseite der Liste befindlichen Bestimmungen wird noch besonders aufmerksam gemacht.

Rüdesheim, den 8. Oktober 1914.

Der Bürgermeister: Alberti.

Der Krieg. Erfolge im Westen und Osten.

wb Großes Hauptquartier, 7. Okt. (Amtl.) Die Kämpfe auf dem rechten Heeresflügel in Frankreich führen noch immer zu keiner Entscheidung. Vorstöße der Franzosen in den Ar. gonnen und auf Nordostfront Verdun wurden zurückgeworfen.

Bei Antwerpen ist Fort Brochem in unserem Besitz. Unser Angriff hat den Keetheadschnitt überschritten und nähert sich dem inneren Fortsgürtel. Eine englische Brigade und Belgier wurden zwischen dem äußeren und inneren Fortsgürtel auf Antwerpen zurückgeworfen. 4 schwere Batterien, 52 Feldgeschütze und viele Maschinengewehre, auch englische wurden auf freiem Felde genommen.

Der Russenangriff auf das Gouvernement Suwalki wurde abgewiesen. Die Russen verloren dabei 2700 Gefangene und 9 Maschinengewehre.

In Polen wurden bei kleineren erfolgreichen Gefechten, westlich Zwangerod, 4800 Gefangene gemacht.

Hefte Kämpfe bei Vier. — Beschießung der Innenforts

Amsterdam, 7. Okt. (Str. Frkt.) Das „Handelsblad“ meldet um Mitternacht aus Antwerpen, daß den ganzen Tag und die Nacht hindurch bei Mondschein an der Nethe in der Umgebung von Vier heftig gekämpft worden sei. Die Stadt Vier liege zwischen den kämpfenden Heeren. Unterstützt durch Artilleriefeuer, das besonders mörderisch sei, brachten die Deutschen ihre Infanterie einige Kilometer voraus, doch mußten sie Fuß für Fuß von dem verbündeten englisch-belgischen Heer erlämpfen. Das offizielle belgische Communiqué gibt zum ersten mal zu, daß der Zustand ernst ist. Der Kommandant de Guise bringt zur Kenntnis der Bürgermeister von Antwerpen und der Gemeinden, daß die Beschießung Antwerpens unvermeidlich sei, aber auf die Dauer des Widerstandes keinen Einfluß haben werde. Er rät den Personen, die sich der Wirkung der Beschießung entziehen wollen, an, sich nach Norden oder Nordwesten zu entfernen.

Der „Maasbode“ berichtet, daß die Zahl der Engländer in Antwerpen nicht zehntausend, sondern dreitausend betrage. Ferner meldet das Blatt, trotz des Regens sei gestern Mittag und nachts an der Nethe heftig gekämpft worden, wo die Deutschen trotz des schweren belgischen Feuers eine Brücke zu schlagen versuchten. Die deutschen Granaten fallen bereits in den Orts Vieurbieu, drei Kilometer von Antwerpen. Die Dörfer Hove, Mortfel, Vieurbieu und vor allem Voshberg haben schwer unter dem deutschen Feuer gelitten. (Es handelt sich dabei um kleinere Ortschaften im Bezirk der Forts 4 und 5 der inneren Linie.) Die Kaserne im Contich ist zerstört. Alles weist da-

rauf hin, daß die Not in Antwerpen groß ist. Zahlreiche Personen von Rang verlassen die Stadt. Der König und die Minister sind bis jetzt geblieben. Der Kommandant hat jedem, der den Wunsch dazu äußert, die Abreise freigestellt.

Der Uebergang über die Nethe.

Amsterdam, 7. Okt. (Str. Bln.) Den Uebergang über die Nethe haben die Deutschen nach einem Bericht des „Handelsblad“ vor allem dadurch erzwingen können, daß ihr Vorstoß durch die schwere Artillerie gedeckt wurde. Bei dem heftigen Artillerieduell wurden Vier und Contich in Brand geschossen. Durch die Bresche zwischen Contich und Vieurbieu bringen die Deutschen vorwärts und beschießen gleichzeitig die innere Fortsline. Seit gestern sind schwere englische Schiffsgeschütze in Aktion, doch ohne große Hoffnung auf Erfolg. Das Gefecht im Süden Antwerpens dauert fort.

Von der Beschießung der Stadt Antwerpen.

wb London, 7. Okt. Die Zeitungen enthalten ein amtliches Communiqué aus Antwerpen von gestern Abend 10 Uhr, in welchem der Militärgouverneur dem Bürgermeister mitteilt, daß das Bombardement der Stadt unmittelbar bevorstehe. Diejenigen, die die Stadt zu verlassen wünschen, werden ersucht, nunmehr abzureisen. Das Bombardement wird keinen Einfluß auf die Verteidigung der Stadt haben, die bis zum äußersten fortgesetzt werden soll.

Amsterdam, 7. Okt. (Str. Fkt.) Der Korrespondent der „Tyd“ berichtet aus Antwerpen, daß er bei einem Ausflug zu dem nördlichen Fort Stabroek bemerkt habe, daß Drahtversperrungen und Laufgräben in der Richtung nach Süden angebracht seien, was darauf hinweise, daß die Belgier, wenn die innere Fortlinie in der Hand der Deutschen ist, Antwerpen aufgeben, aber noch Widerstand an den nördlichen Forts leisten wollen.

wb Brüssel, 8. Okt. (Nichtamt.) Gemäß Artikel 26 des Haager Abkommens betreffend die

Gerichtet.

Roman von Franz Wichmann.

45) (Nachdruck verboten.)

„Schon wollte ich damit wieder ins Haus stürzen, da faßte mich eine raube Faust. Ein Polizist, der mein Tun beobachtet hatte, stand hinter mir. Im gleichen Moment trat auch der Führer des Wagens aus dem Nachbarhause. Ich war verloren.“

„Nein, nein, das ist nicht möglich!“ schrie Klara auf. „So hart kann die Welt nicht sein, so grausam sind die Menschen nicht!“

„Sie konnten deshalb verurteilt werden?“ fragte auch Frau Baumert in tiefer Erregung.

„Von den Menschen, ja. Aber auch von einem höheren Richter. Der Himmel verurteilte mich zu der schwersten Strafe. Er ließ mein Weib, ohne daß ich ihr Vinderung verschaffen konnte, sterben!“

Wie ein leises Schluchzen kam es aus seiner Brust; er vergrub das Gesicht in den Händen und zu der wehevollen Erinnerung tönte in großem Gegensatz die lustige Tanzweise der eben eine flotte Polka spielenden Musikanten herüber.

„In jener Stunde starb sie?“ fragte Klara nach einer Pause mit von Mitgefühl erschütterter Stimme.

„O, nein, es war ein langer, schwerer, qualvoller Tod, doppelt lang und qualvoll vielleicht, weil ich nicht zu ihr zurückkehrte. Ich ward in

Untersuchungshaft geführt, und es dauerte lange, bis ich zum Verhör kam.“

„Und da wurden Sie verurteilt?“ forschte Frau Baumert.

„Nein, so grausam war man denn doch nicht!“ erwiderte Hellborn mit unsäglichem Bitterkeit in seiner Stimme. „Man glaubte mir endlich, der Kommissar setzte mich vorläufig in Freiheit, und ich durfte zu meiner Frau zurückkehren, während Anzeige beim Gericht erstattet wurde.“

„Und Sie fanden die Unglückliche —“

„Ich fand sie im Sterben!“ vollendete er dumpf. „In ihrem Lager brach ich zusammen; mit letzter Kraft drückte ich ihr die Augen zu, als sie den letzten Seufzer aushauchte. Und dann stellte ich mich wieder den Richtern und diese bestimmten meine Strafe. Als die Tore des Gefängnisses sich mir nach kurzer Haft wieder öffneten, war ich ein anderer Mensch geworden.“

„Der, der Sie jetzt sind?“ fiel Klara ein.

Hellborn bejahte.

„Ich kannte hinfort nur noch eins,“ sprach er weiter, „die Pflicht, aus meinem Kinde einen freien Menschen zu erziehen. Damals lernte ich arbeiten, wie ich es bis dahin doch noch nicht gekannt hatte. Ich ward Tagelöhner, um mein und meines Kindes Leben zu erhalten. Und als ich mir nach ein paar Jahren etwas zusammengespart hatte, lehrte ich nach Deutschland zurück. Der lieb gewordenen Gewohnheit täglicher, körperlicher Arbeit konnte ich nicht mehr entsagen; ich er-

kannte die Quelle des Glücks, der Gesundheit darin. Um aber selbständig und unabhängig zu sein, ward ich, was ich jetzt bin: ein freier Arbeiter, der mit dem geringen Ertrag eines sauren, doch beglückenden Tagwerks zufrieden ist!“

Klara streckte Hellborn die Hand über den Tisch entgegen.

„Können Sie mir verzeihen?“ fragte sie ohne alle Scheu.

Hellborn ergriff ihre dargebotene Rechte und hielt sie mit leuchtendem Blick in der seinen.

„Von Herzen gern!“ antwortete er, ihre feine, schlanke Hand, die warm und zitternd in der seinen lag, fest umschließend.

Doch plötzlich fuhr sie in bebendem Schrecken zurück.

„Vater,“ rief gleichzeitig der kleine Hellmut, „er kommt — er kommt — der grüne Mann!“

Hellborn blickte in die Richtung, die der Knabe andeutete. Die Stufen vom Wirtshaus herab schritt ein hoher, leicht gebeugter, grauhaariger Mann, am Arme eine aufgeputzte kleine Frau führend.

„Der Förster!“ murmelte Hellborn unwillkürlich. „Und in diesem Augenblick!“

„O, Gott, mein Vater!“ stieß Klara hervor. „Und sie kommen hierher! O, nun ist es aus mit jeder Hoffnung auf Veröhnung!“

(Fortsetzung folgt.)

Gefolge des Landkrieges ließ General v. Beseler, der Befehlshaber der Belagerungsarmee von Antwerpen, durch Vermittlung der in Brüssel beglaubigten Vertreter neutraler Staaten gestern Nachmittag die Behörden Antwerpens von dem Vorstehen der Beschießung verständigen. Die Beschießung der Stadt hat um Mitternacht begonnen.

Amsterdam, 7. Okt. (Str. Fst.) „Nieuws van den Dag“ meldet aus Roosenbaal: „Heute früh um halb acht Uhr ließen die Deutschen durch eine Stafette anfragen, daß um halb zehn Uhr die Beschießung der Stadt Antwerpen beginnen werde. Die Regierung ist um halb zwölf Uhr nach Osten übergesiedelt. Der König blieb in der Stadt. Zahlreiche Flüchtlinge sind infolge dieser Ankündigung an der holländischen Grenze angekommen.“

Amsterdam, 8. Okt. (Str. Bln.) „Nieuws van den Dag“ meldet aus Roosenbaal: Seit Mitternacht wird Antwerpen beschossen. Die Deutschen haben die Netze überschritten und schweres Geschütz in Stellung gebracht. Zunächst erfolgte eine Beschießung des Südostteils, wo die Vorstadt Berchem schwer litt, dann auch eine des Nordostteils. Ein Zeppelinkreuzer warf eine Bombe auf die Deltank von Hoboken, die infolge dessen in Brand geriet; man ließ daraufhin das Petroleum der anderen Tanks auslaufen. Englische Truppen haben mit schweren Geschützen hinter dem inneren Festungsgürtel Aufstellung genommen, wo sie die Verteidigung fortsetzen.

Feuersbrünste in Antwerpen.

Die Beschießung Antwerpens dauerte nach einer Meldung der „Köln. Ztg.“ aus Roosenbaal die ganze Nacht. Das Feuer war so heftig, daß in Roosenbaal die Häuser zitterten. Tausende von Flüchtlingen sind dort angekommen. Tausende werden noch erwartet. Während der Nacht war die Feuersglut weithin wahrnehmbar. Es scheinen die Petroleumbehälter im Hafen in Brand zu stehen. Der Südbahnhof brennt an vielen Stellen. Der Hauptbahnhof scheint ernststen Schaden gelitten zu haben. Die Regierung hat befohlen, die Eisenbahnzüge zur Beförderung von Verwundeten und Flüchtlingen bereitzuhalten.

Weitere Forts vernichtet.

Amsterdam, 8. Okt. (Str. Fst.) Der „Maasbode“ meldet aus Putte, daß die Deutschen in der vergangenen Nacht und heute früh auch über das Fort Brochem anrückten, eine andere Heeresabteilung marschierte über Westmalle auf Fort Wyneghem, das in wenigen Stunden vernichtet war. Fort Wyneghem ist das erste Fort des inneren Festungsgürtels. Fort Schooten vom äußeren Festungsgürtel, nordwestlich von Antwerpen, suchte den Einmarsch aufzuhalten, wurde aber rasch zum Schweigen gebracht. Bei diesem gewaltigen Anrücken war das belgische Heer gezwungen, über die Schelde zurückzuweichen.

Ein wertvoller Zug beschlagnahmt.

wb Frankfurt a. M., 7. Okt. Deutsche Truppen haben einen Güterzug beschlagnahmt, der für französische Truppen Wollschaf brachte, deren Wert sich auf annähernd 1/2 Million beläuft.

Prinz Eitel Friedrich u. Prinz Joachim.

wb Berlin, 7. Okt. (Nichtamt.) Prinz Eitel Friedrich ist im Gefecht mit dem Pferde gestürzt und hat sich eine Verletzung des Knies zugezogen. Prinz Joachim erwartet die Erlaubnis des Kaisers, sich zur Truppe ins Feld zurückbegeben zu dürfen.

Der Sieg bei Marmaros-Eziget.

Budapest, 7. Okt. (Str. Bln.) Der Einbruch der Russen in das Karpathengebiet hat mit schweren Niederlagen der russischen Truppen geendet. Der Vorstoß, der in erster Reihe als Demonstration für die Nationalitäten gedacht war, hat auf russischer Seite weit über zehntausend Opfer gefordert. Die Aktion zur Vertreibung der Russen aus dem Marmaroser Komitat wurde gestern nachdrücklich aufgenommen. Nach unbedeutenden Geplänkeln zwischen Teesö und Marmaros-Eziget kam es gestern Abend in der Nähe von Hosjumezö zu einer Schlacht, die mit dem völligen Rückzug der Russen bis nach Nagy-Bocsko endete. Damit war Marmaros-Eziget wieder in unseren Besitz gelangt.

Nach amtlichen Meldungen sind bei den Kämpfen um den Udjoker Paß in den letzten Tagen viele tausend Russen gefallen. Der Angriff unserer Truppen war so überwältigend, daß die Russen einen Teil ihrer Geschütze in die Tiefe warfen.

Nach einer Meldung aus Munkacs wurde ein Flügel der Russen bis Benyova in Galizien geworfen. Bei diesen Gefechten wurden mehrere hundert Gefangene gemacht und zahlreiche Geschütze erbeutet.

Budapest, 7. Okt. (Str. Bln.) Die einlangenden amtlichen und privaten Meldungen über unseren Sieg bei Marmaros-Eziget bestätigen, daß der Rückzug der Russen in eine panikartige Flucht ausartete. Erst bei Nagy-Bocsko, 17 Kilometer oberhalb Marmaros-Eziget, kamen die Russen zum Stillstand. Sie setzten einer Katastrophe entgegen. Kleinere Kosakenabteilungen wurden in das benachbarte Besztercz-Naszoder Komitat abgedrängt, wo sie von Gendarmerie und Militär verfolgt werden.

Der Bahnverkehr zwischen Füst und Marmaros-Eziget wurde wiederhergestellt. Nach amtlicher Verständigung der Miskolczter Betriebsleitung ist der Eisenbahnverkehr aus Ungarn über Mezoeselaborcz bis zu dem 60 Kilometer entfernten Zagorc in Galizien wieder aufgenommen, was ein Beweis dafür ist, daß die Russen aus diesem Teil Galiziens bereits verdrängt sind.

wb Budapest, 7. Okt. Einem amtlichen Berichte zufolge haben unsere Truppen die in Marmaros-Eziget eingebrochenen russischen Heeresteile geschlagen und bereits bis Nagy-Bocsko verfolgt. Die Verwaltungsbehörden werden im Laufe des heutigen Tages ihre amtliche Tätigkeit wieder aufnehmen. Die Beerdigung der in dem jüngsten Kampf bei Udjok gefallenen Russen dauert fort. Bisher sind 8000 russische Leichen begraben worden.

Portugal und Deutschland.

Wien, 7. Okt. (Str. Fst.) Wie in diplomatischen Kreisen verlautet, besteht eine ernste Spannung zwischen Portugal und dem Deutschen Reich. England will die portugiesische Regierung bewegen, aus ihrer Neutralität herauszutreten und an den Kämpfen teilzunehmen.

Die Japaner auf den Marshall-Inseln.

Indische Truppen in Britisch-Ostafrika.

Siegreiche deutsche Gefechte in Kamerun.

wb Berlin, 7. Okt. (Nichtamtlich.) Vom kolonialen Kriegsschauplatz liegen heute verschiedene Nachrichten vor.

Aus Tokio wird amtlich gemeldet:

Eine Marineabteilung besetzte Jaluit, den Sitz der Regierung der Marshall-Inseln, ohne Widerstand zu finden und brachte die Befestigungswerke Waffen und Munition in ihren Besitz. Für die englischen Kaufleute wurde die Einfuhr freigegeben. Die Marineverwaltung erklärt, die Landung sei eine rein militärische Handlung gewesen. Eine dauernde Besetzung sei nicht beabsichtigt.

Befestigungswerke existieren in Jaluit nicht. Hinsichtlich der Waffen und Munition kann es sich nur um geringfügige Bestände handeln.

In einer offiziellen Mitteilung des britischen Kolonialministeriums heißt es:

An der englisch-deutschen Grenze des ostafrikanischen Protektorates herrschte im Süden eine bedeutende Regsamkeit, da der Feind zahlreiche Versuche unternahm, in das britische Gebiet einzudringen und die Uganda-Bahn abzuschneiden. Indessen wurden alle Versuche zurückgewiesen. Nur eine Grenzstation wird von einer kleinen deutschen Abteilung gehalten. Die normale Truppenbesetzung des ostafrikanischen Protektorates und des Uganda-Protektorates ist seit Ausbruch des Krieges durch bedeutende Abteilungen indischer Truppen sowie berittene und nicht berittene örtliche Abteilungen verstärkt worden. Hinsichtlich der militärischen Lage wird keine Befürchtung gehegt.

Der Gouverneur von Kamerun meldet siegreiche Kämpfe von Anfang September gegen Engländer und Franzosen. In diesen Gefechten sind die Oberleutnants v. Rothkirch und Milbrat, Sergeant Jost, Sanitäts-Sergeant Gustav Kühn, Bezirksamtman Rausch, Zollamtsvorsteher Glos und Landmesser Lyhne gefallen.

Kreuzer „Emden“ im Stillen Ozean.

London, 7. Okt. (Str. Bln.) Wie „Morning Post“ aus Kalkutta meldet, ist durch die Tätigkeit des deutschen Kreuzers „Emden“ Birma ganz von der Außenwelt abgeschnitten. Infolge des Verbots, den Hafen von Rangun zu verlassen, ist bereits seit zwei Wochen kein Schiff von dort eingetroffen.

Blutige Zusammenstöße in Ägypten.

Konstantinopel, 7. Okt. (Str. Bln.) In mehreren Städten Ägyptens fanden blutige Zusammenstöße zwischen den britischen Garnisonen und den einheimischen Mannschaften statt, die sich gegen die Verschiebung auf die französischen Schlachtfelder auflehnten.

* * *

Berlin, 8. Okt. (Str. Bln.) Wie der „Frankfurter Zeitung“ mitgeteilt wird, ist am 6. d. Mts. nachmittags das Torpedoboot „S 116“ während des Vorphostendienstes in der Nordsee durch den Torpedoschuß eines englischen Unterseebootes „E 9“, das schon die „Hela“ zum Sinken gebracht hat, verloren gegangen. Fast die ganze Besatzung konnte gerettet werden. (Es handelt sich um ein älteres Torpedoboot, das aus dem Jahre 1902 stammt und nach zwölfjähriger Dienstdauer bereits gesetzlich ersatzpflichtig war. Der Tonnengehalt des Bootes betrug 420. Die Zahl der Besatzung belief sich auf etwa 60 Mann. Die Überlebenden, also fast die ganze Besatzung, konnten von unseren eignen Streitkräften gerettet werden.)

wb Düsseldorf, 8. Okt. Die Luftschiffhalle in Düsseldorf ist durch feindliche Fliegerbomben getroffen. Die Halle des darin liegenden Luftschiffes ist zerstört.

Sofia, 8. Okt. (Str. Bln.) „Ultro“ meldet aus Bukarest: In hiesigen politischen und militärischen Kreisen ist die Meldung verbreitet, daß das serbische Heer höchstens bis Ende Oktober der österreichisch-ungarischen Armee widerstehen können. Von den 42 000 montenegrinischen Soldaten, mit denen der Feldzug begonnen wurde, sind nunmehr 18 000 kampfunfähig.

Haag, 8. Okt. (Str. Bln.) Die „Times“ berichten von einer sehr gewichtigen Bewegung der deutschen Truppen durch Belgien nach Süden. Gestern mittag zogen 20 000 Mann aller Truppengattungen mit drahtlosen Telegraphenapparaten über Terpleuwe, nördlich Doornik, in der Richtung nach der französischen Grenze. Es waren lauter junge Leute. Man vermutet, daß sie das französisch-englische Heer, das in der Linie Arras-Albert-Roye steht, von der Hauptmacht abschneiden sollen.

wb Kopenhagen, 8. Okt. (Nichtamtlich.) „Nationaltidende“ meldet aus London: Alle vorliegenden Nachrichten stimmen darin überein, daß diese Woche die Entscheidung fallen muß. Die Kämpfe auf dem linken Flügel werden mit einer selbst unter diesen blutigen Zusammenstößen bisher unbekannten Heftigkeit fortgesetzt. Die Deutschen suchen mit einer Hartnäckigkeit, von der man sich keine Vorstellung machen kann, sich der Eisenbahnlinie zu bemächtigen. Der Kampf nördlich der Somme hat einen derart furchtbaren Charakter, daß er unmöglich lange anhalten kann.

Kopenhagen, 8. Okt. (Str. Bln.) In London ist man mit der Tätigkeit der in den asiatischen Gewässern stationierten Schiffe der Verbündeten sehr unzufrieden, besonders, daß es der verbündeten Flotte bisher noch nicht gelungen ist, den kleinen ungeschützten Kreuzer „Geier“ unschädlich zu machen, der in den Gewässern der deutschen Karolinen englische Schiffe durch Herabnehmen von Maschinenteilen kampfunfähig macht. („B. Z.“)

Präsident Wilson an Kaiser Wilhelm.

wb Berlin, 7. Okt. (Nichtamtlich.) Die „Nordd. Allgem. Ztg.“ veröffentlicht die Antwort, die vom Präsidenten der Vereinigten Staaten auf das bekannte Telegramm Seiner Majestät des Kaisers eingegangen ist:

„Ew. Kaiserl. Maj. wichtige Mitteilung vom 7. Sept. d. J. habe ich erhalten und von ihr mit größtem Interesse Kenntnis genommen. Ich fühle mich geehrt, daß Sie sich wegen eines unparteiischen Urteils an mich als den Vertreter einer an dem gegenwärtigen Krieg wahrhaft unbeteiligten Nation gewandt haben, die den aufrichtigen Wunsch hegt, die Wahrheit kennen zu lernen und zu berücksichtigen. Sie werden und des bin ich sicher, nicht erwarten, daß ich mehr sage. Ich bete zu Gott, daß dieser Krieg recht bald zu Ende sein möge. Der Tag der Abrechnung wird dann kommen, wenn, wie ich sicher bin, die Nationen Europas sich vereinigen werden um die Streitigkeiten zu beenden. Wo das Unrecht begangen worden ist, werden die Folgen nicht ausbleiben und die Verantwortlichkeit wird den Schuldigen schon auferlegt werden. Die Völker der Erde haben sich glücklicherweise auf den Plan geeinigt, daß solch eine Abrechnung und Einigung stattfinden muß; soweit ein solcher Plan unzureichend ist, wird die Meinung der Menschheit als letzte Instanz in all solchen Angelegenheiten ergänzend ein-

greifen. Es wäre unklug und wäre verfrüht für eine einzelne — selbst für eine dem gegenwärtigen Kampf glücklicherweise fernstehende Regierung — und es wäre sogar unvereinbar mit der neutralen Haltung einer Nation, welche wie diese an dem Kampfe nicht beteiligt ist, sich ein endgültiges Urteil zu bilden oder zum Ausdruck zu bringen. Ich spreche mich so frei aus, weil ich weiß, daß Sie erwarten und wünschen, daß ich wie ein Freund zum Freunde spreche und weil ich sicher bin, daß die Zurückhaltung des Urteils bis zur Beendigung des Krieges, wo alle die Ereignisse und Umstände in der Gesamtheit und im wahren Zusammenhang übersehen werden können, sich Ihnen als wahrer Ausdruck aufrichtiger Neutralität von selbst empfehlen wird.

Gezeichnet: Woodrow Wilson.

Tapferkeit deutscher Fürsten.

Wie der Großherzog von Oldenburg das Eiserne Kreuz erwarb, das erzählt nach dem Hannoverischen Kurier ein Verwundeter etwa folgendermaßen:

Stundenlang hatten wir Oldenburger heftiges Artilleriefire des überlegenen Feindes ausgehalten, immer näher rückten die Franzosen und der Hagel der Geschosse lichtete unsere Reihen immer mehr. Einzelne Gruppen der Unseren begannen zu weichen und rissen andere mit sich fort.

Da kam von hinten her unser Großherzog im Auto, stieg aus, entriß einem Verwundeten das Gewehr und stürzte mit dem Ruf „Donnerwetter Kerls, wollt ihr vorwärts“, uns allen im heftigsten Kugelregen voran. Im Sprunge folgten wir und gelangten in eine Mulde, die uns vorzüglich Deckung bot. Von hier aus wurde der Angriff des Feindes kräftig abgeschlagen. Der Großherzog blieb während des Kampfes in der Schützenlinie und feuerte selbst kräftig mit.

Das Eiserne Kreuz.

wb Hannover, 7. Okt. (Nichtamtlich.) General v. Emmich, der für die Erstürmung Lüttichs den Orden Pour le mérite verliehen erhalten hatte, wurde das Eiserne Kreuz Erster Klasse mit einem gnädigen Kaiserlichen Handschreiben überreicht.

* Rüdelsheim, 9. Okt. Herr Leutnant Gb. Lieber vom 55. Infanterieregiment, Sohn des verstorbenen Reichstagsabgeordneten Dr. Ernst Lieber erhielt auf dem Schlachtfelde bei Reims das Eiserne Kreuz.

Der Kgl. Stabsarzt beim Königin Elisabeth Garde-Grenadier-Regiment, Nr. 3, Herr Dr. Karl Maria Brogitter hat für seine heldenmütige ärztliche Tätigkeit im schwersten feindlichen Feuer das Eiserne Kreuz am schwarzen Bande als Mitkämpfer erhalten.

Herr Rechtsanwalt Herr O. Franke aus Königstein i. Taunus, Leutnant der Reserve (Schwiegersohn des Herrn J. B. Müller) der bei den Kämpfen bei Sedan eine feindliche Fahne eroberte wurde mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet.

Dem Gefreiten Fritz Hild beim 161. Infanterie-Regiment (Sohn des Kellermeisters Andr. Hild, Rüdelsheim), ist für tapferes Verhalten vor dem Feinde das Eiserne Kreuz 2. Klasse verliehen worden.

Politische Rundschau.

Berlin, 6. Okt. Der Kaiser hat durch Erlass aus dem Großen Hauptquartier vom 24. September genehmigt, daß beide Häuser des Landtags zur Fortsetzung der Legislaturperiode vor dem durch Verordnung vom 15. Juni 1914 festgesetzten Zeitpunkt zusammentreten. Daraufhin hat der Präsident des Abgeordnetenhauses die 96. Plenarsitzung auf den 22. Oktober anberaumt.

wb Wien, 8. Okt. (Nichtamtlich.) Die „Neue Freie Presse“ meldet aus Mailand: Die nach Spezia zurückgekehrten beiden Teilnehmer an der Fahrt des entführten Unterseebootes, der zweite Kommandant, Ingenieur Nochi und der Elektriker Basallo, sind verhaftet worden.

wb Bordeaux, 8. Okt. Die französische Regierung ist gestern nach Bordeaux zurückgekehrt, nachdem Poincaré und Viviani einen kurzen Besuch bei den Truppen ausgeführt hatte.

Bermischte Nachrichten.

* Rüdelsheim, 9. Okt. Wie dankbar unsere ins Feld ziehenden Truppen für die Verpflegung sind, die ihnen im Auftrage der Stadt auf dem hiesigen Bahnhof zuteil wird, beweisen zahlreiche Zuschriften, die von ihnen, sowohl während der weiteren Fahrt wie auch aus dem Felde eingehen.

Von weiteren hier eingegangenen Schreiben bringen wir nachstehende, bei der hiesigen Stadtverwaltung eingegangene Karte wörtlich zum Ausdruck.

Der tit. Stadtverwaltung spreche ich meine größte Anerkennung für die überaus liebenswürdige Verpflegung beim Durchzug unseres Transportes am 3. 10. nachmittags und den Damen allen besonders meinen herzlichsten Dank aus. Ich darf offen sagen, daß ich eine bessere Organisation nirgends antraf, sie ist mustergültig! Nochmals schönsten Dank.

Ergebenst

R. . . . G. . . . aus Str. . . . sb Geisenheim, 8. Okt. Da mit dem Ausbau der hiesigen Realschule zu einem Reform-Realgymnasium schon jetzt begonnen werden soll, muß die Stadt Geisenheim ihren jährlichen Zuschuß für die nächsten drei Jahre, vorausgesetzt, daß die Schule nicht inzwischen verstaatlicht wird, erhöhen. — Durch die Angliederung von drei Klassen in den nächsten drei Jahren entstehen in 1915 2531 Mk., in 1916 7105 Mk. und 1917 16300 Mk. Mehrausgaben, welche bis zur Verstaatlichung der Anstalt von Geisenheim in Gemeinschaft mit Rüdelsheim aufgebracht werden müssen. Der hälftige Anteil von Rüdelsheim ist gesichert. Die Versammlung genehmigte ebenfalls die andere Hälfte. Wenn die Vollanstalt bis 1916 dem Fiskus übergeben werden kann, würde der Zuschuß von 16300 Mk. für 1917 in Fortfall kommen, weil vom Tage der Uebernahme ab Geisenheim nur noch seinen jährlichen vertragsmäßigen Zuschuß zu leisten hat.

Aßmannshausen, 6. Okt. Die Rotweinesele lieferte in diesem Jahr nur ganz geringe Erträge und war in wenigen Tagen beendet. Für das Pfund rote Trauben wurden 1,10 Mark erzielt.

Vorch, 6. Okt. Die allgemeine Weinlese in hiesiger Gemarkung nimmt am Montag, den 12. Oktober, ihren Anfang. Die Erträge sind auch in diesem Jahr wieder sehr gering und decken teilweise nicht einmal die Lesekosten. Im Kampfe gegen die Elemente haben die Winzer ihre volle Schuldigkeit getan — allerdings ohne besondere Erfolge.

Vom Mittelrhein, 7. Okt. Sowohl über dem Rheingauwasser, als auch über das Fahrwasser im Gebirge lagen heute Vormittag dichte Nebelschwaden. Die Schifffahrt mußte daher einige Stunden unterbrochen werden. Da der Schiffsverkehr seit einigen Tagen sich etwas belebt hat, was wohl auf den günstigen Wasserstand zurückzuführen ist, machen sich derartige Unterbrechungen recht unangenehm bemerkbar. — Das Wasser ist auf der ganzen Rheinstrecke noch im Fallen begriffen, jedoch sind die Wasserverhältnisse immer noch derart günstig, daß selbst die größten Fahrzeuge mit voller Ladung zu Berg und zu Tal fluten können.

Von der Nahe, 7. Okt. Infolge der ungünstigen Witterung während der Blütezeit und der großen durch die Peronospora angerichteten Schäden wird in der Gemarkung Ronzingen und Umgegend der diesjährige Herbst nur einen sehr geringen Ertrag bringen. Vereinzelt wird der Ertrag wohl so klein ausfallen, daß sich nicht einmal die Lesearbeit bezahlt machen wird.

z Aus Rheinhessen, 7. Okt. Die Lese der roten Trauben in der Gemarkung Alheim ist beendet. Der Ertrag ist der Menge nach klein, während die Güte recht zufriedenstellend ausgefallen ist. An Mostgewichten konnten 70—80 Grad nach Dechle ermittelt werden. Das Traubengeschäft ließ manches zu wünschen übrig, da es an genügender Nachfrage mangelte. Bezahlt wurden für das Viertel Trauben (18 Pfd.) 1.70 bis 1.80 Mark.

wb Konstantinopel, 6. Okt. (Nichtamtlich.) Ergänzende amtliche Meldungen über das jüngste Erdbeben besagen, daß in Sparta eine große Anzahl von Häusern zerstört worden ist. 248 Personen sind getötet worden. Vermutlich liegen die Leichen weiterer Verunglückter noch unter den Trümmern. Nach dem Erdbeben hat eine Feuersbrunst 18 Häuser eingeäschert. Auch in der Umgebung Spartas hat das Erdbeben großen Schaden angerichtet und Menschenopfer gefordert. In Burdur sind einige Stadtviertel vollständig zerstört. Die Zahl der Menschenopfer in Burdur beziffert sich auf etwa 2000; viele Personen sind verletzt worden.

wb Konstantinopel, 7. Okt. (Nichtamtlich.) Die Erderschütterungen in der Gegend von Burdur und Sparta dauern an. Nach neueren Nachrichten sind von den 5000 Häusern Spartas 3000 zerstört worden und die übrigen unbewohnbar. Die Zahl der Toten in Sparta und Umgegend beträgt 1500, damit die Gesamtzahl der Toten 4000.

Liebesgaben an die Front.

Das stellvertretende Generalkommando zu Frankfurt a. M. ersucht um Aufnahme folgender Mitteilung:

Es sind mehrfach Anträge beim stellvertretenden Generalkommando eingegangen, in welchen gebeten wurde, Liebesgaben für bestimmte Truppenteile in Personenautos unmittelbar in das Operationsgebiet zu befördern. Eine solche Beförderung darf bestimmungsgemäß nur durch Vermittlung der Annahmestelle des Roten Kreuzes für Liebesgaben für die Truppen in Frankfurt a. M. Theaterplatz 14, erfolgen. Derartige Anträge sind mithin an die genannte Stelle unmittelbar zu richten. Letztere fordert vom Generalkommando die für die Transporte erforderlichen Benzolmengen an.

Das Begleitpersonal der Automobile und diese selbst müssen durch die Antragsteller zur Verfügung gestellt werden. Die Entscheidung über Geeignetheit dieses Begleitpersonals untersteht der Annahmestelle des Roten Kreuzes für Liebesgaben für die Truppen, welche auch die erforderlichen Fahrausweise anzustellen hat.

Das Generalkommando verfehlt aber nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß diese Art der Beförderung von vielen Zufälligkeiten abhängt, und daß keinerlei Gewähr dafür übernommen werden kann, daß diese Automobile über das Stappengebiet hinausfahren dürfen. Als sicheres Beförderungsmittel für Liebesgaben sind nach wie vor die vom 28. September an freigegebenen Sendungen durch Vermittlung der Immobilien Stappenkommandanturen Nr. 2 in Frankfurt a. M. Süd, Mittlerer Hasenpfad 5, und Nr. 3 in Darmstadt, Postamt 2 zu benutzen.

(Die Beförderung von Liebesgaben durch Autos an die Front hat scheinbar vieles für sich, nicht zuletzt auch wegen der Schnelligkeit, die naturgemäß die der Bahn erheblich übertrifft. Sie birgt aber auch die Gefahr in sich, daß die Verteilung der Liebesgaben nicht gleichmäßig erfolgt und daß die Mannschaften den Hauptgewinn haben, die an den Stappenstraßen und in den hinteren Linien liegen. Die Leute in der vordersten Linie die zweifellos am allerdringlichsten der Gaben bedürfen, werden kaum erreicht werden, namentlich nach den jetzt geltenden verschärften Vorschriften, die selbstverständlich die Straßen zuerst für die militärischen Transporten freihalten müssen. Die gleichmäßige Verteilung an alle Truppenteile und Mannschaften wird jedenfalls durch die Sendungen an die Truppenteile erreicht, die die Annahmestelle für jedes Armeekorps vermitteln. Dieser Annahmestelle bedient sich in der Hauptsache auch das Rote Kreuz für den Rheingaukreis, das, wie wir auch bei dieser Gelegenheit nochmals hervorheben wollen, Ausschüsse für die Sammlung von Bekleidungsstücken sowie für Nahrungs- und Genussmittel zu Rüdelsheim unterhält. Alle für unsere Truppen bestimmten Liebesgaben erfahren also durch diese Ausschüsse, die zur Annahme von Spenden stets bereit sind, sichere Beförderung. — Um mehrfach geäußerten Wünschen zu entsprechen, hat übrigens das Rote Kreuz für den Rheingaukreis am 4. ds. Mts. gleichfalls vier Automobile mit Liebesgaben ausgerüstet und an die Front gesandt. Für ein weiteres Auto konnte leider der erforderliche Ausweis nicht rechtzeitig beschafft werden; dieses Auto wird noch in den nächsten Tagen befördert werden. Wir werden auf diese Sendungen noch näher zurückkommen. — Wenn auch schon vieles an Liebesgaben im Rheingaukreise geleistet worden ist, so bleibt doch namentlich mit Rücksicht auf die heranabende schlechte Jahreszeit noch mehr zu leisten übrig. Recht reichliche Zuweisungen an die Ausschüsse des Roten Kreuzes werden daher weiter erbeten und zwar Bekleidungsstücke an Herrn H. Reichenbach, Nahrungs- und Genussmittel an Herrn Fritz Reuter zu Rüdelsheim.)

Letzte Nachrichten.

wb Essen, 9. Okt. (Nichtamtlich.) Die „Rhein. Westf. Ztg.“ verbreitet durch Extrablatt folgende Meldung:

wb Rotterdam, 9. Okt. 32 deutsche Handelsdampfer, darunter der Lloyd-Dampfer „Gneisenau“ und viele andere Seedampfer, sowie über 20 Rheinschiffe sind heute im Hafen von Antwerpen auf Betreiben der Engländer in die Luft gesprengt worden, da die Niederländer dem Verlangen, die Dampfer zum Abtransport von Flüchtlingen (der Garnison?) nach England durchzulassen, nicht stattgaben.

Redaktion: J. B.: E. Reibling.

Befanntmachung.

Bis auf weiteres wird auf dem Rhein jeglicher Schiffsverkehr in der Zeit von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang und bei Nebel auf der Strecke von Worms bis Bingen verboten.

Zu Berg fahrende Schleppzüge dürfen die Armierungsbrücken bei Bubenheim, Nackenheim und Gernsheim nur mit 2 Anhängern durchfahren, zu Tal fahrende Schleppzüge nur mit einer Anhanglänge.

Flöße, die nur eine Höchstbreite von 45 Meter haben dürfen, müssen außer dem Schleppdampfer hinten durch einen Bugfahrdampfer geleitet werden.

den 8. Oktober 1914.

Mainz, 68. Mobil.-Tag.

Königl. Gouvernement der Festung:

von Büding

General der Artillerie.

Befanntmachung.

Liebesgaben für Angehörige des Feldheeres können zur Abgabe gelangen:

1. bei sämtlichen Ersatztruppenteilen des Korpsbezirks,
2. bei den immobilien Etappen-Kommandanturen Nr. 2 Frankfurt-Süd (Bureau: Sachsenhausen, Mittlerer Hasenpfad 5) und Nr. 3 Darmstadt (Bureau: Postamt 2.)
3. bei der Abnahmestelle freiwilliger Gaben (Kriegsfürsorge) in Frankfurt a. M., Theaterplatz 14.

Es wird erneut darauf hingewiesen, daß es nur auf diesem Wege möglich ist, mit Sicherheit der Truppe die Gabe zuzuführen, während keine Gewähr dafür übernommen werden kann, daß Liebesgaben auf Auto über das Etappengebiet hinaus die Truppe erreichen.

Rüdesheim, den 6. Oktober 1914.

Der Landrat:

J. B.: Dr. Richter, Regierungs-Ärzt.

Deutsche Mode.

Meine Ausstellung aller Neuheiten der Herbst- und Winter-Saison

1914/15

in

Damen-, Mädchen- und Kinderhüten

ist eröffnet

und beehre ich mich zu einer Besichtigung erg. einzuladen

H. Lauferweiler, Bingen a. Rh.
Rathausstrasse 27.

Zahn-Atelier HANS SEBÖK

ehem. erster Techniker bei Herrn Univ.-Professor Zahnarzt Dr. Mayrhofer, sowie am Zahnärztlichen Institut der k. k. Universität Innsbruck und der Königlichen Universitäts-Zahnklinik Budapest.

Ecke Amtsstr.

BINGEN a. Rh.

Fruchtmarkt.

Erstklassige, streng hygienisch eingerichtete Atelier.

Künstliche Zähne, Kronen und Brücken-Arbeiten, Plomben usw. in nur erstklassig vollendeter Ausführung.

Druckarbeiten aller Art

fertigt A. Meier

Moderne Oefen

in großer Auswahl.

Petroleumöfen, Kesselöfen, Herde, Ofenschirme, Kohlenkasten. ∴

Waschmaschinen, Mang- und ∴

Bringmaschinen. ∴

Küchenlampen, Leiterwagen ∴

Globerts, Revolver u. Munition.

empfiehlt

Karl Rothschild, Rüdesheim

Eisenwarenhandlung.

Telefon 281.

Zahn-Atelier

Rüdesheim a. Rh., Kirchstr. 8.

Während der Kriegezeit findet nur Nachmittags von 2—5 Uhr Sprechstunde statt.

Telefon 230.

Rasche, Dentist.

Vaterlandslieder-Potpourri

enthaltend 17 Vaterlandslieder für Klavier zu 2 Händen mit unterlegtem Text zum Singen für eine mittlere Singstimme (oder einstimmigen Chor).

Jedes Lied ist vollständig wiedergegeben und kann daher auch für sich allein gespielt oder als Begleitung benutzt werden.

— Preis 50 Pfennig —

In derselben Bearbeitung erschienen ferner:

17 Volkslieder 50 Pfennig

18 Studentenlieder 50 Pfennig

Alle drei Ausgaben zusammen in einem Band 1 Mark.

Zu beziehen durch jede Buch- und Musikalienhandlung und direkt vom Verleger gegen vorherige Einsendung des Betrages.

P. J. Tonger, Cöln a. Rh.

Einige Zentner Ia. Äpfel und Birnen auf dem Sieber'schen Grundstück werden am Montag 11 1/2 Uhr an Ort und Stelle durch Franz Vibon, Rüdesheim verkauft.

Ein Ofen

ist billig abzugeben.

Eibingerstraße 5, 1. Stock.

Jugendwehr.

Sonntag Nachmittag 2 1/2 Uhr am Eibinger Tor antreten zum Übungsmarsch auf den Niederwald.

Die Führung.

Schön möbl. Zimmer

zu vermieten. Näh. Friedrichstr. 1.

Evang. Kirche zu Rüdesheim.

Sonntag, den 11. Oktober: (18. n. Trin.)

Vorm. 1/2 10 Uhr: Hauptgottesdienst. Kollekte für den Nassauischen Gefängnisverein.

Vorm. 1/2 11 Uhr: Kindergottesdienst.

Donnerstag, den 15. Oktober: Abends 8 Uhr: Kriegsbetsunde.

Kyffhäuser-Technikum

Frankenhausen

Masch.-u. Elektr.-Ing.-Werkm.-Abt.

Dir. Prof. Huppert

Ordentliche Mädchen

für leichte Arbeit gesucht.

Nassau & Co.
Rüdesheim.

Der Alte vom Eulenneß.

Roman von Ludwig Blümke.

(Fortsetzung.)

Ein Herr im Pelz — wahrhaftig im Pelz, bei dem schönen Wetter! — stieg aus. Sein blaßes, knochiges Gesicht sah böse aus, und die Augen führten ihm nervös im Kopf umher, als erwartete er hilfsbereite Dienerschaft. Sollte das der neue Herr von Finkenwerder sein, der — gemeine Mensch, der den Major, Ulrichs Vater, auf so niederträchtige Weise zum Banterott gebracht hatte, um selber das Gut zu besitzen? Du, etwas Boshaftes, Gemeines lag in seinen Zügen! Unruhig und unschlüssig, was sie tun sollte, huschte Lottechen in die Küche. Wie schade, daß die Mädchen und Fritz, der Butsche, nicht im Hause waren! Sie bündelten alle drei Kartoffeln aus. Aber — als Repräsentantin der Hausfrau mußte sie

ihn doch wenigstens hereinlassen. Dumm, daß der Vater schon drinnen saß, daß man sich nicht verleugnen lassen konnte! — Sie fuhr also noch einmal mit der Hand über ihr Haar, tippte ein Spinnensädchen vom Armel und ging, die Haustüre zu öffnen. Der neue Herr von Finkenwerder befand sich in sehr gereizter Stimmung. Daß ihn hier die Hunde umflüßten und noch keine Bedienung erhielten, trug keineswegs zur Verbesserung seiner läblen Laune bei.

Das Besuche machen war anders ausgefallen, als er es sich in seinem an Größenwahn grenzenden Dünkel gedacht hatte: In Groß-Zuchow bei Erzelz von Waltersdorf einfach nicht empfangen, trotzdem die Herrschaften im Park spazierten. Oberst v. Goltz — den Mann hätte er mit Füßen treten mögen — hatte es gewagt, ihm durch den Diener sagen zu lassen: „Bin für den Herrn nicht zu sprechen.“

Oh, wie ihn das empörte! Rittmeister Gerlach ließ sich verleugnen, trotzdem er bestimmt zuhause war. Na, nun fehlte nur noch, daß man hier auf der Oberförsterei einfach zugeschlossen hatte.

„So eine Bande!“ knirschte er mit den Zähnen, während Nero seinem Zobelpelz mit der Schnauze bedenklich nahe kam. Doch da — sein ärgerliches Gesicht erhellte sich jäh: eine bildhöne junge Dame im Rahmen der Haustür. Er zog ehrerbietig seinen Zylinder, so daß durch spärliches, tiefschwarzes Haar eine große Glase leuchtete, verbeugte sich tief und sagte: „Habe gewiß die Ehre mit Fräulein Martin? Zuchow ist mein Name. Wollte mir erlauben, den Herrschaften meinen nachbarlichen Besuch abzustatten.“

Lotte senkte zum Gegengruß nur ein wenig ihr schönes Köpfchen und nötigte den höchst unwillkommenen Gast mit einem frostigen: „Bitte, mein Herr!“ in das schmale Entreezimmer und ließ ihn dort stehen, um den Vater zu benachrichtigen. Andere Besucher pflegte sie in den Salon zu bitten. Bei diesem gewann sie das

indessen nicht über sich. Er kam ihr, trotz Zobelpelz und funkelndem Brillantknopf auf dem Chemise, gar so gewöhnlich vor.

„Vater, da ist Besuch!“ flüsterte sie diesem zu, als er gerade mit markigen Zügen seinen Namen unter den eben vollendeten Brief setzte.

„Der Herr Zuchow aus Finkenwerder.“

„Was zum Henker! Bomben und Granaten, dieser Pferde —“

„Nicht so laut, Väterchen! Er steht ja im Entree!“

„Der wagt es wirklich, bei anständigen Leuten Besuch



Verpflegung und Ausrüstung des Millionenheeres: Kesseln. (Mit Text.)

zu machen? Nötige ihn hier ins Bureau. In die gute Stube gehört so ein Kravattendreher nicht. Mag nur geschäftlich wegen des Holzhandels mit ihm verkehren.“

Zuchow stand inzwischen da und dachte nur: „Welch ein grandioses Weib! Wie ist das möglich?! Die mal lachen sehen, das muß gottvoll sein. Aber scheint eine kalte Schöne zu sein.“

Wieder das frohliche: „Bitte, treten Sie hier ein!“

„Ah, Herr Oberförster Martin!“ redete er sofort auf den mit finster zusammengezogenen Brauen vor ihm stehenden Waldriesen ein. „Hatte ja schon das Vergnügen, Ihre Bekanntschaft zu machen. Damals — auf der Auktion —“

„Wüßte mich nicht zu entsinnen“, erwiderte der alte Weidmann mit tiefem Haß und brummte dann etwas in seinen mächtigen grauen Bart, das wohl eine Aufforderung zum Plaknehmen sein sollte, jedenfalls von dem Herrn Rittergutsbesitzer sehr bereitwillig als solche aufgefaßt wurde.

„Nun aber,“ sprach dieser, glatt wie ein Aal, unverdrossen weiter — mit diesem Brummbarren, von dessen Grobheit er schon gehört, wollte er auf alle Fälle gut stehen — „Herr Oberförster, korrespondiert haben wir ja doch schon wegen des Holzgeschäfts. Sie wissen, daß ich größere Abschlüsse zu machen gedenke.“

Martin räusperte sich und schaute etwas milder drein, denn hier kam das Interesse seiner hochverehrten Herrin und Gebieterin in Frage. Geschäftlich mochte man ja immerhin mit dem Mann verkehren, wenn er für das Bauholz einen guten Preis zahlte. Darauf lenkte der alte Herr denn auch gleich das Gespräch. Aber Zuchow schien das im Augenblick nicht zu behagen. Überhaupt, nicht mal in den Salon nötigte man ihn?! Also hier ebenfalls pure Nichtachtung. Und dieser Mann war doch nicht adlig. Mochte er auch Hauptmann der Landwehr sein, was wollte das bedeuten? Fürstlicher Oberförster, nicht mal königlicher, rein privater nur, also na, das gab ihm doch kein Recht, sich aufs hohe Pferd zu setzen einem bürgerlichen Rittergutsbesitzer gegenüber.

„Ich weiß nicht,“ sprach der sich verlegt fühlende Besucher denn ziemlich unvermittelt, „ich weiß wirklich nicht, ob ich mich in dieser Gegend einleben werde. Es kommt mir alles so schrecklich steif und schwerfällig hier vor, die Leute, das ganze Volk, auch die bessere Gesellschaft, soweit ich sie kennen gelernt habe. Merkwürdige Begriffe vom guten Ton scheinen hier selbst unter dem Adel zu herrschen.“

„Wieso?“ fragte Martin kurz dazwischen, seine stahlharten Augen sich durchdringend auf Zuchows zudendes Gesicht heftend.

„Nun, ich wollte soeben bei verschiedenen adligen Herren ebenfalls pflichtschuldigst meinen Besuch machen, und — meinen Sie, daß man mich empfing, wie es der Anstand gebietet?“

„Anstand gebietet? Erlauben Sie mal — ich lebe mit den abligen Nachbarn nicht gerade im besten Einvernehmen — aber ich kenne keinen, dem ich nicht das Zeugnis hochanständiger Gesinnung ausstellen müßte. Sie können doch unmöglich verlangen, daß man Sie mit offenen Armen hierzulande aufnehmen wird, wo Sie unsern allverehrten und allgeliebten Freund Erlenborn auf eine solche Weise — — Aber wir redeten vom Holzhandel. Was komme ich darauf!“

„Mein Herr!“ kam es wie das Zischen einer Schlange durch Zuchows goldplombierte Zähne, während er vom Stuhl aufsprang und sein Gegenüber mit den grüngrauen, unheimlich funkelnden Augen voll tiefster Erbitterung anstarrte. „Wie meinen Sie das? Auf welche Weise? Habe ich ungeselisch gehandelt?“

„Unselbst?“ erwiderte der Oberförster mit seiner rauhen Bassstimme. „Nicht alles, was vor dem Richter noch als strafrei passieren kann, ist darum gut und ehrenhaft. Nach unsern Begriffen — darüber bin ich mit allen Nachbarn einig — haben Sie niederträchtig gehandelt an dem Major Erlenborn, darum dürfen Sie niemals erwarten, daß wir Ihnen mit freundschaftlichen Gefühlen begegnen werden.“

„Mein Herr — ich war Geschäftsmann — ich — ich mußte —“

„Rechten wir nicht darüber. Sie kennen jetzt meinen Standpunkt.“

„Niederträchtig? — Herr! — Allerdings, ich kenne Ihren Standpunkt. Und ich werde beweisen —“

Mehr vermochte er, da ihm der Atem ausging, nicht hervorzustoßen. Mit nervöser Hast griff er zu seinem Zylinder, blies ihn an, als wäre er auf dem Stuhl schmutzig geworden, und rannte davon.

„Weiter, Johann!“ rief er diesem zu. „Fahren Sie, daß man fort kommt von diesem —“

Die letzten Worte verstand der Kutscher nicht mehr. Aber er lächelte pfiffig vor sich hin und nickte den neugierig am Fenster hockenden Zwillingen, kaum merklich allerdings, zu, als wollte er sagen: „So geschieht es ihm recht!“

„Auch nicht eine Spur von Bildung, von gutem Ton! Raschben-voll das! Na wartet nur, vielleicht kriegt ich euch alle zusammen noch mal klein! Klamm seid ihr ohne Ausnahme dran, Geld besitzt keiner von euch, auch die Exzellenz nicht. Wer weiß, ob ihr den Mann, den ihr jetzt wie einen Hochstapler abweist, nicht noch einmal bitter notwendig brauchen könnt. Dann hat meine Stunde geschlagen, dann sollt ihr im Stau liegen vor mir!“

So jagte es dem Erregten durchs Hirn, und dabei ballten sich seine knöchernen Hände wütend zu Fäusten, und die rollen-

den Augen sprühten drohende Blitze. — Dann tauchte die herrliche Mädchengestalt wieder auf vor seiner rachedürstenden Seele, er glaubte in ihr wunderschönes und doch so kaltes Antlitz zu schauen, und heißes Verlangen packte ihn auf einmal wie mit den Krallen eines höllischen, übermächtigen Ungeheuers, das ihn nimmer wieder freigeben wollte.

„Johann,“ rief er jetzt, „es ist noch nicht zu spät, fahren Sie gleich noch nach dem Eulenneß, zum alten Herrn Erlenborn.“

Auch diesem wollte er einen Besuch machen, dem wunderlichen alten Herrn, der da draußen in der Einsamkeit neben der Schloßruine, die man das „Eulenneß“ nannte, eine bescheidene Villa bewohnte, auf Finkenwerderschem Grund und Boden. Das war sein Altenteil. Niemand konnte ihn von dort verdrängen, denn die zu seinem Grundstück gehörigen zwölf Morgen Landes hatte er sich als Besitztum bis an sein Lebensende ausbedungen, als er vor zwanzig Jahren das Rittergut Finkenwerder seinem Sohn Ulrich, der damals seinen Abschied vom Heere genommen, übergab. Da lebte er nun mit einem alten Diener und dessen Frau, völlig von der Welt abgeschlossen, ganz seinen Liebhabereien, zeigte sich selten unter Menschen, und das Volk, das ihn nur „den Alten vom Eulenneß“ nannte, schwor darauf, er stände mit dem Bösen im Bunde und könnte die ewige Ruhe nicht finden, weil er auf Erden erst noch eine schwere Schuld sühnen müßte. Andere hielten ihn auch wohl, da er in seinem Bau eine regelrechte Hexenküche besitzen sollte, für einen gefährlichen Falschmünzer und Zauberer. Dazu die verrufene Eulenburg mit dem alten Galgenberg daneben, diese Stätte, an der es niemals geheuer, ja, das mußte, wo der Aberglaube hier zu Hause war, die Gemüter der Leute verwirren und zu tollen Geschichten ausgiebigen Stoff liefern.

„Vielleicht nimmt der alte Wunderkopf dich besser auf als die andern“, sagte Zuchow zu sich selber, als die Kalesche nun in den zur Ruine führenden, recht holperigen Weg einbog. „Er stand mit seinem Sohn auf gespanntem Fuß und verkehrte mit seinem Nachbarn. Am Ende urteilt er anders über einen Mann deiner Art, der mit nichts angefangen hat und es aus sich selber durch rastlosen Fleiß und scharfen Verstand zu einer Stellung im Leben brachte!“

Da lag das von Unkraut, wildem Hopfen, Brombeergebüsch und Efeu fast ganz verdeckte alte Gemäuer, das einmal ein übel berüchtigtes Raubritterneß gewesen sein sollte. Eulen und Dohlen nisteten jetzt darinnen, und Maler und Poeten rasteten gern unter den knorrigen Eichen und Ulmen, die es umgaben, denn es fand sich in der Gegend kaum ein romantischeres Plätzchen als dieses. In einem an ein Stück Urwald erinnernden Park, der von hier bis an den Galgenberg reichte, lag die Villa des alten Herrn Erlenborn. Ein schlichter, schmuckloser, graugestrichener Bau, an dem ein paar Kletterrosen spärlich emporstrebten, war das, und die beiden dahinter gelegenen fast zerfallenen Lehmhütten schienen schon lange nicht mehr als Wohnräume benutzt zu werden. Dennoch stand, als das Finkenwerdersche Fuhrwerk nun vor dem Hause hielt, ein altes Männlein seinen schneeweißen Kopf sehr erstaunt durch die Tür der einen, fraute sich verlegen hinter den Ohren, schlurste auf mächtigen Filschuhen langsam heran, verstand, da er stocktaub war, nicht, was der Herr im Fels ihm aus dem feinen Wagen zurief, schaute die ihm gegebene Visitenkarte groß an, nickte dann mit dem vertrockneten Kopf, dessen Gesicht etwas Mumienhaftes heß, und schlurste tief gebückt ins Herrenhaus. Wohl zehn Minuten verstrichen, bis er zurückkam. Während Zuchow ungeduldig wartete, mehrmals auf seine goldene Uhr schauend, schien es ihm, als bewegte sich im Hintergrund zwischen den Bäumen des Parks eine geduckte Gestalt, die ihn genau beobachtete.

„Hat dieser Alte noch einen Sohn bei sich?“ fragte er Johann.

„Nein, gnädiger Herr, er hat keinen. Der da rumfliehet und hier so dumm rüberhiehet, das ist auch so 'n Galgenvogel, dem man nicht über den Weg trauen darf. Er soll dem alten Herrn ja sehr behilflich sein, muß Botengänge besorgen und dies und das, was weiß ich. Im Zuchthaus soll er schon gefessen haben. Sie nennen ihn in der Stadt den „Schwarzkünstler“. Er schießt eine gute Wäsche und trifft das Schwarze auf zweihundert Schritt. Das hab' ich Pfingsten beim Schützenfest gesehen.“

„Nun halten Sie den Mund, Johann. So ein Getratsch liebe ich nicht“, unterbrach der Herr den Gesprächigen.

Da erschien der Alte mit dem vertrockneten Kopf und dem schneeweißen Haar endlich wieder, machte eine muffelnde Bewegung mit den Knien und rief dann mit einer wahren Grabesstimme aus: „Der Herr läßt bitten!“

„Ist ein Wunder!“ brummte Zuchow, stieg aus und betrat die Villa.

Ein Greis, der mit dem Oberförster Martin gewisse Ähnlichkeit hatte, nur etwa zwanzig Jahre älter sein mochte und die Last der

Jahre schon recht empfindlich fühlte, stand zu des Rittergutsbesizers Empfang in einem düstigen Zimmer mit zerschlagenen Tapeten, mehreren Bücherregalen, einem Mikroskop auf dem Tisch und allerlei Gerümpel, bereit. Ein scharfer, stechender Geruch von Säuren drang aus dem angrenzenden Raum herein, so daß Buchow heftig husten mußte. Der alte Herr — er mochte wohl seine fünfundsichtig Jahre auf den Schultern tragen — besaß ein recht vornehmes Gesicht, das, ehe es die unzähligen Runzeln und die dicken, entzündeten Tränensäcke unter den fast erloschenen Augen besaß, sehr schön gewesen sein mochte. Voll und üppig wie eine Löwenmähne war noch das silberweiße Haar, das tief über die hohe, faltige Stirn fiel, und der schneeige Badenbart verlieh dem Greisenantlitz etwas besonders Würdiges, an Kaiser Wilhelm I. Erinnerndes, dessen Bild drüben an der Wand hing.

„Bitte, nehmen Sie Platz, mein Herr“, sagte der Alte vom Eulennest nun sehr laut, nach Art der Schwerhörigen. „Der Qualm von meinem Laboratorium scheint Sie zu belästigen. Ich werde die Tür schließen. Beschäftige mich nämlich immer noch mit chemischen Arbeiten. Ist so meine Liebhaberei. Also Sie sind der neue Besitzer meines früheren Gutes?“

Was Buchow erwiderte, schien er nicht recht zu verstehen; es war ihm das auch wohl ziemlich gleichgültig. Er redete von allgemeinen Dingen, erwähnte seines Sohnes mit keinem Wort und wußte offenbar nicht, daß dieser Mann da vor ihm mit dem verbindlichen Lächeln jenen ins Unglück gerissen. Er mochte überhaupt nicht wissen, daß andere an Ulrichs Geschick die Schuld trugen. Hundertmal sagte er es sich wenigstens bei Tag und Nacht: „Ganz allein hat er es verschuldet. Er wollte es nicht besser haben.“

Man saß und sprach ein Weilchen, einer fühlte, wie fremd er dem andern war, man erhob sich, reichte sich die Hände und trennte sich wieder.

„Der hat dich wenigstens nicht grob behandelt“, sagte Buchow zu sich selber, als er wieder in den Wagen gestiegen war. Und zurück ging es an der Ruine vorüber, dem Finkenwerderischen Herrenhof zu.

Raum war die Kalesche fort, da huschte wie ein Schatten die lange, dünne Gestalt des Schwarzkünstlers auf die Villa zu. Der Mensch hatte in der Tat etwas von einem Galgenvogel, so recht ein Spitzbubengesicht, und der lange Hals, der über den schmuckigen, zernütherten und ausgefrachten Stehragen mehrere Zoll emporragte, schien wie für den Galgenstrick geschaffen. Spannung und Erwartung lagen in diesem Augenblick auf dem lederartigen, fahlen Gesicht mit der großen, roten Nase und den blinzelnden grauen Augen. Ohne anzuklopfen, betrat der Unheimliche das Zimmer, das Buchow soeben verlassen hatte, und huschte in das angrenzende sogenannte Laboratorium. Dort rührte der alte Herr soeben eifrig in einer blaugrünen, über einer Spiritusflamme in weißer Porzellanschale brodelnden Flüssigkeit und fuhr erschreckt zusammen, als er den Galgenvogel, den er übrigens wegen seiner Unstelligkeit sehr schätzte, plötzlich hinter sich stehen sah.

„Nun, Warschau, was wollen Sie?“ fragte er unwilligen Tones.

„Verzeihung, gnädiger Herr, nur eine Frage: War das der neue Herr von Finkenwerder und heißt der vielleicht Andreas Buchow?“

„Allerdings! Was geht Sie denn das an?“ lautete die verbrießliche Antwort.

„Habe es mir doch wahrhaftig gedacht! Ja, ja, so mußte es kommen! Der Mann ist mein Schulfamerad, wir haben jahrelang zusammen gearbeitet in Berlin.“

Erlenborn verstand nicht recht, es war ihm auch gleichgültig.

„Haben Sie denn Ihre Arbeit im Garten fertig?“ fragte er ungeduldig.

„In zehn Minuten, gnädiger Herr! Ich gehe sofort. Bitte nochmals um Entschuldigung.“

Schon war er wieder hinaus, und der alte Herr stand allein in dem sogenannten Laboratorium zwischen Retorten, Reagenzgläsern, Glaskolben, Tiegel, Schalen und allerlei Chemikalien auf einem alttümlichen Repositorium. Ach, was er da trieb, womit er sich die Langeweile und qualenden Gedanken zu verschleichen pflegte, war eigentlich nichts als harmlose Kinderspielerlei. Einmal hatte er sich wohl ernstlich mit chemischen Studien und Problemen beschäftigt, vor vielen Jahren; da hoffte er auch, wie so mancher moderne Adept, wenn auch nicht den Stein der Weisen zu finden, so doch eine wichtige Entdeckung auf dem weiten Gebiet der organischen Chemie zu machen. Das sollte ihm niemals gelingen. Und nun diente die Wissenschaft ihm zum Zeitvertreib. Welche bösen Absichten abergläubische Leute dieser Liebhaberei beimaßen, das ließ der weltfremde Greis sich nicht träumen.

Erschöpft hielt er nun mit seiner Arbeit inne, sank schwer auf einen Schemel, stützte die zitterigen Hände auf die Knie, ließ das Haupt tief auf die Brust sinken, und — da war es wieder: das häßliche, eijfigalte, nachtschwarze Ungetüm, das sich niemals ganz vertreiben ließ, das Schreckgespenst seines einsamen Alters. Mit

blutroten Augen, die auch durch das dichteste Dunkel, durch Dampf und Nebel funkelten, glotzte es ihn an, und mit ekler Stimme krächzte es: „Das ist der neue Herr! Jetzt hast du ihn gesehen. Gesiel er dir? Er brauchte nicht da zu sein: dein Sohn Ulrich wäre der rechtmäßige Besitzer, dein Sohn, den du in Wucherertrollen umkommen ließe, dein einziger Sohn, der mit allen Fasern seines edlen Herzens an der Scholle seiner Väter hing, dein Kind.“

„Unfinn, Unfinn, ganz allein hatte er es verschuldet, er wollte es nicht besser haben! Konnte er nicht zu dir kommen, dir alles genau auseinandersetzen, dich ansehen? Mußte er als Sohn sich nicht demütigen vor dem Vater?“ schrie er dagegen.

Und dann glaubte er wieder des Oberförsters Martin tiefe, rauhe Stimme zu vernehmen, genau wie damals, kurz vor der Katastrophe, als dieser treue Freund seines Sohnes hier im Hause war, um Fürbitte für den Hartbedrängten zu tun, der selber des Vaters Schwelle nicht überschreiten mochte: „Herr Erlenborn, er ist Ihr Fleisch und Blut, Sie werden keine ruhige Stunde mehr haben im Leben, wenn Sie mich jetzt abweisen. Es handelt sich um eine Hypothek von fünfzigtausend Mark. Das Geld wäre Ihnen doch ganz sicher. Geben Sie es Ulrich, dann ist er gerettet und wird sich halten auf Finkenwerder. Er arbeitet sich empor, wenn die harten Schicksalsschläge verwunden sind und er nicht mehr den Wucherern in den Klauen steckt. Sie müssen helfen, oder Sie haben kein Herz in der Brust.“

„Halt, halt!“ schrie Erlenborn ganz laut und hielt sich die Ohren zu, als stände der Waldbiese wirklich diesen Augenblick vor ihm. „Daß er nicht selber kommt“, sprach jener dennoch in seiner erregten Phantasie weiter, „ist doch nur zu erklärlich: Sie haben seine Gattin und deren Eltern schwer beleidigt und ihm Ihr Haus verboten. Ja, ja, verboten! Er hätte jenes Weib nicht heiraten sollen, die arme Inspektorstochter, die nicht mal ein Stück Aussteuer mitbekam. — Beleidigt? — Schlecht soll sie nicht gewesen sein. Ihre Eltern hatten dir treue Dienste geleistet. Aber es ist genug! Oh, diese Kopfschmerzen! Ach, das Alter, das unbarmherzige Alter!“

Wieder erhob er sich, drückte mit dem Messingdedel die Flamme aus, öffnete die Fenster und schritt in den Park, um dort auf andere Gedanken zu kommen. Doch es sollte ihm nicht gelingen. Hinter jedem Busch, in den Wipfeln der Bäume, überall lauerte das häßliche, eiskalte Geschöpf mit den Feueräugen und redete auf ihn ein. „Hättest dich, als er vier Wochen nach dem Konkurs am Herzschlag starb, wenigstens seines Sohnes annehmen müssen. Martin soll ihm Zuschuß schicken, dem Forstreferendar, damit er sich durchschlagen kann. Martin, der selber das Haus voll Kinder hat und die Frau im teuren Sanatorium.“

So redete es jetzt auf ihn ein. Und ruhelos hegte es den alten Mann auf den frisch geharkten Steigen dahin. Weiße Blätter glitten lebensmüde zu seinen Füßen, in den Wipfeln und Zweigen der Baumriesen begann der Abendwind zu saufen, daß sie sich tief herniederbogen, als wollten sie ihm ins zuckende Antlitz peitschen. Eine krächzende Dohlenchar umkreiste die Ruine, und wie ein feuriger Ball versank die Sonne allmählich in ein weites Meer von düsterem Grau. Hinter den Wäldern lauerte die schwarze Nacht mit all ihrem Graus. Schon schwebte sie auf dunklen, gespenstischen Schatten heran, und den einsamen Greis durchrieselte es eijfigalt, daß er mit langen, steifen Schritten wieder der schützenden Behausung zustrebte.

„Guten Abend, gnädiger Herr! Weiter ist wohl nichts? Morgen um sieben Uhr bin ich wieder da!“ krächzte der Galgenvogel aus einem Winkel, während er eine dicke, grüne Tuppe über den arg mitgenommenen schwarzen Rod zog.

„Guten Abend“, sagte Erlenborn kurz.

Warschau klappte den Kragen hoch, hob die große Kiepe, die neben ihm stand, auf den Buckel und entfernte sich dann eilends. Aber er schlug nicht den nächsten Weg zur Stadt ein, wie sonst, sondern lief querfeldein, an der Ruine und dem Galgenberg vorüber, dem Finkenwerderischen Schloß zu, dessen Turmspitze man gerade noch mit der flatternden Fahne über den Pappeln der Allee erkennen konnte im Dämmerchein.

„Na, der wird Augen machen! Ob er dich wohl noch erkennt? Seit sieben Jahren haben wir uns nicht. Erfreut wird er ganz gewiß nicht sein über das Wiedersehen. Aber wenn er deine redliche Gesinnung erkennt, wenn du ihm feierlichst versprichst, daß du über euren gemeinsamen Piederdeschacher niemals ein Wort verlauten lassen willst, dann muß er gute Miene zum bösen Spiel machen. Und vielleicht kannst du ihm ja auch jetzt noch gute Dienste leisten. Ein Mann, der zu jedem Geschäft zu brauchen ist, der sich vom Galgen losschwert — ha, den findet man nicht alle Tage!“

So redete er zu sich selber, während er, den Kopf mit dem langen Hals weit vorgebückt, die Arme wie Ruder benutzend, eilends dahinsagelte.

Buchow schritt, eine Zigarette nach der andern anzündend, in seinem Wohngemach unruhig auf und ab. Es herrschte in dem

großen Raum, dessen Fußboden mit kostbaren Teppichen belegt war, und von dessen kunstvoll bemalter Decke ein riesenhafter Kandelaber mit glitzernden Kristallprismen niederstrahlte, noch keine Behaglichkeit, denn die meisten der Möbel, die hier stehen sollten, Wandgemälde und sonst allerlei Sachen, waren noch nicht ausgepackt. Das stand in Kisten und Kästen draußen herum. Waren gestern ja doch die Handwerker erst fertig geworden im Schloß. Auf dem dunklen Mahagonitisch stand auf silbernem Tablett eine Sektflasche und ein halbgeleertes Glas. — Das führte der Schlossherr hastig an die Lippen, goß den Inhalt hinunter in die dürstige Kehle und füllte es wieder. (Fortsetzung folgt.)



Versorgung und Ausrüstung des Millionenheeres: Wasserwagen. (Mit Text.)

Zwei Welten.

Novellette von Paul Blis. (Nachdruck verboten.)

Langsam schlenderte er durch die Straßen. Vor einer Stunde erst war er angekommen. Um sieben Uhr begann die Vorstellung, also hatte er noch reichlich eine Stunde Zeit, sich die

brachte Kunde von dem neuen Werden und Entstehen, von den jungen Frühlingsdüften, von tausend neuen Hoffnungen und Wünschen. —

Er schlenderte langsam weiter. — All das bunte Treiben, das lebhaftes Gewoge um ihn herum fesselte seinen Blick, er sah das alles mit staunenden Augen an, denn es erschien ihm wie eine Welt, der er Jahrzehnte lang entrückt gewesen, er kam sich vor, als wäre er ein verträumter, lebensmüder Greis, den man plötzlich in ein ihm völlig fremdes Stüchchen Welt hineingesetzt hatte und nun unsicher und haltlos sich weiter tasten

mußte. Eine leise Beunruhigung kam in ihm auf, ein Erinnern an ein erträumtes Glück, auf das man so fest gehofft, und das man nun auf ewig verloren sieht, — er lehnte sich an einen Baum und schloß einen Moment die Augen, um die weiche Stimmung vorübergehen zu lassen.

Als er dann weiter ging, sah er an einer der Anschlagtafeln ein großes Plakat in grellen Farben und Lettern leuchten. Und da kam neues Leben in ihn. Sein Gesicht bekam Farbe, seine Hände spielten nervös mit dem Stock, und ein leises Zittern ging



Versorgung und Ausrüstung des Millionenheeres: Feldküche. (Mit Text.)

Sehenswürdigkeiten dieser ihm neuen Stadt anzusehen. — Es war ein sonniger, schöner Tag. Die Luft so klar, blau und durchsichtig, wie sie nur in den schönen Tagen des Vorfrühlings sein kann. Ein ganz lauer Windhauch wehte ihm entgegen und

durch seinen Körper. Zagend trat er an die Säule heran und las das Plakat. Es war der Zettel des Hoftheaters, der das erste Auftreten der weltberühmten Künstlerin Maria Labouffe ankündigte; sie sollte die Marguerite in der „Ramelendame“ spielen.



Eine der schweren englischen Batterien, den Engländern bei Maubenge abgenommen.

Mit brennenden Augen las er wieder und wieder die Worte, den ganzen Inhalt des Zettels, von Anfang bis zu Ende, — und so hatte er schon vor einem halben Duzend anderer Anschlag-säulen gestanden, und so, genau so, hatte er dies gleiche Plakat an allen anderen Säulen, mit derselben Erregung, mit derselben Gier gelesen von Anfang bis zu Ende.

Dann ging er wieder langsam weiter. — Ein Blumenmädchen, das frische Beilchen anbot, trat ihm entgegen.

Einen Augenblick stützte er und starrte in den Blumenkorb des Mädchens, — und er dachte: Beilchen! Das waren ja auch ihre Lieblingsblumen! — Dann kaufte er dem Mädchen einen großen Strauß ab und ging weiter.

Er riecht an den Beilchen. Mit wohligem Behagen saugt er den reinen süßen Duft ein, und plötzlich kommt wieder die wehmütige Stimmung über ihn, — diesmal aber so mächtig und zwingend, daß er förmlich einen Abscheu empfindet vor dem ganzen Leben und Treiben, das ihn umbrandet, daß er sich angeekelt fühlt davon und nun mit schnellen Schritten entflieht und Ruhe und Vergessenheit sucht in den stillen Wegen des nahen Parks. — Auf eine lauschige Bank läßt er sich nieder, und träumend iren die Augen ins Weite. Langsam sinkt die Dämmerung hernieder, — weit hinten am Horizont prachtvoll farben, eine ganze Schattierung vom hellsten Gelb bis zum dunkelsten Braun-Violett hervorzaubernd, und Ruhe, wundermilchde Ruhe ringsum. Ach, wie ihm das wohl tut. — Sein Blick fliegt weiter, hinaus über den Horizont, sehnend und suchend, — er sucht sie, um deren willen er heute



Prinz Ernst zu Lippe, Leutnant beim Feldartillerie-Regiment von Scharnhorst. (Mit Text.)

was da kommen mußte — eines Tages lag sie in seinen Armen und hörte seine schüchternen Liebesworte und fühlte seinen ersten, heißen Kuß.

O, dieses süße Glück der keuschen jungen Liebe, die nicht fragt und nicht wägt, die nur geben will, um liebend wieder zu empfangen! So durchlebten auch sie all die tausend Wonnen und Qualen, die wahre Liebe schafft.

Dann aber erwachte in ihr die Künstlernatur. Was lange geschlummert hatte, das wurde plötzlich wach und drängte hervor mit Allgewalt, mit genialer Kraft. Zu eng wurden ihr die kleinlichen Verhältnisse der Heimat, zu leidenschaftlich pulste ihr Blut. Hinaus mußte sie! Hinaus in die Welt! Um das zu werden, wonach ihre Phantasie schmachtete. Und nichts mehr hielt sie zurück in dem kleinen Ort, in dem ihre Künstlerseele zu verkommen drohte.

Sie waren Nachbarskinder. Von frühester Jugend sind sie zusammen gewesen. Und als sie beide dann ihre Eltern verloren, da wurden sie erst recht befreundet, denn nun hatten sie ja niemand auf der Welt, der sich um sie kümmerte. So wuchsen sie zusammen auf, zwei gute Freunde, zwei treue Kameraden. Sie teilten ihre Leiden und Freuden, der eine half dem andern redlich. Und als aus der kleinen Marie eine blühend schöne Jungfrau und aus dem unbeholfenen Hans ein stattlicher Jüngling geworden war, da kam,



Papst Benedikt XV., Kardinal della Chiesa. (Mit Text.)



General Viktor Dantl, der Sieger von Grasnitz. (Mit Text.)

hierher kam, sein entzündetes Glück, — sie, die er liebte, und die er immer und ewig lieben wird. Der Beilchenduft! Das war's. Das hat die Erinnerung an sie so mächtig geweckt, denn Beilchen waren ja auch ihre Lieblingsblumen. — — —



Ein gepanzertes französisches Flugzeug. (Mit Text.)

Also ließ er sie ziehen, hinaus in die Welt, fort, weit fort. Er blieb aber daheim und begann zu arbeiten, denn auch in ihm lohte nun die Sehnsucht auf, nach Größe, nach Ruhm, auch er wollte etwas werden, um dereinst ebenbürtig an ihrer Seite zu stehen. So arbeitete er weiter, Tag um Tag, treu und gewissenhaft mit der Fähigkeit des deutschen Gelehrten. Überallhin aber verfolgte er ihre Schritte.

Und so sah er, wie sie vorwärts kam, wie sie langsam von Stufe zu Stufe emporkroch auf dem so dornenvollen Pfade des Ruhmes: er sah, wie sie eine Künstlerin wurde, und sah, wie alle Wissenden der Kunst ihr huldigten, wie man ihr Lob und Ehren in schier überschwenglicher Fülle zu Füßen legte, — mit Brennenden, fast eifersüchtigen Augen sah er das.

Dann ging er mit verdoppeltem, mit verdreifachtem Eifer an seine Arbeit, denn jetzt erfaßte ihn eine wahnsinnige Angst, daß sie ihn überholen könnte, daß er klein und unbedeutend neben ihr stehen müßte, ja, daß er sie vielleicht gar verlieren könnte; und deshalb arbeitete er mit übermenschlicher Kraft, Tag um Tag, oft auch die halben Nächte hindurch, um sich herauszuarbeiten aus dem Nichts der großen Menge, um gleich ihr etwas Großes, Verühmtes zu werden.

So erstieg sie spielend den höchsten Gipfel der Kunst, — strahlend prangte ihr Name in der ganzen gebildeten Welt, — während er noch immer der fleißige Arbeiter war, den niemand kannte, als seine nächste Umgebung.

Und da, eines Tages erkannte er, daß er nie und nimmer emporkommen würde, daß ihm das Letzte, das Größte fehlte, das, was den Künstler erst machte, der geniale Funke. — Sie war die gottbegnadete große Künstlerin, er war nur ein begabter, fleißiger Arbeiter, ein Sklave, der sich verausgabte im Fronsienste des Lebens.

Und von dem Augenblicke an, da er dies erkannte, tat sich zwischen ihm und ihr eine Kluft auf, gähnend tief und unüberbrückbar groß, — er hatte sie, sein Liebste, sein Teuerstes verloren, für immer verloren.

Schwach und kraftlos sank er zusammen, denn nun hatte weder das Leben noch seine Arbeit mehr einen Reiz für ihn.

Jetzt hatte er das klare Bewußtsein, daß er nichts sei, daß er ausbliden müsse zu ihr, die im Sonnenlichte des Ruhmes hoch über ihm stand, — und das, das trennte sie nun. Zwar wußte er, daß sie ihn trotz alledem noch immer liebte, aber er hatte die Empfindung, als liebte sie ihn nur aus Mitleid noch; — er fühlte sich so winzig klein im Vergleich zu ihr, daß er nicht mehr wagte, sie sein zu nennen, — er fühlte, daß sie die Stärkere war, zu der er bewundernd nur ausbliden, der er aber von Liebe nicht mehr sprechen dürfe.

Und das schrieb er ihr dann eines Tages. Mit klugen, wohlüberlegten Worten schrieb er es ihr. Das Herz brach ihm darüber. Aber er gab sie frei.

Und dann floh er, fort, weit fort, in die Welt hinaus, so daß sie ihn nicht wieder finden konnte.

O, dieser süße Weichenduft! Er war es, der all das längst Begrabene noch einmal in ihm aufgeweckt hatte.

Jetzt schlägt eine Uhr. Es ist Zeit, ins Theater zu gehen. Langsam geht er weiter.

Er weiß, daß er heute abend Todesqualen ausstehen wird, dennoch aber geht er hin. Einmal will er sie im Glanz ihres Ruhmes sehen und bewundern — acht Stunden lang ist er deshalb gefahren —, und dann, dann wird er zurückgehen in sein kleines Nest, in dem niemand weiß, wie nah er einst dieser großen Künstlerin gestanden hat, dann wird er weiter sein schweres Tagewerk tun und an der schönen einzigen Erinnerung zehren, bis man ihn eines Tages unter den grünen Rasen betten wird.

Eine Viertelstunde später sitzt er im Theater, ganz versteckt in einer dunklen Ecke, von wo aus er alles gut übersehen kann.

Sein Herz pocht zum Zerspringen, seine Pulse jagen, ein Zittern geht durch seinen Körper.

Jetzt, jetzt tritt sie auf.

Ein brausender Jubel empfängt sie, Hunderte von Gläsern richten sich auf sie — atemlose Stille ringsum.

Und nun spielt sie, spielt diese arme, bemitleidenswerte Marguerite Gautier, spielt sie mit so hinreißender Größe, mit so glühenden Farben, mit so echter Leidenschaft, daß jeder Zuschauer in Bann geschlagen ist und ein brausender Jubel losbricht, als der Vorhang fällt.

Atemlos, wie betäubt, sitzt er da. Er hört nicht, was um ihn her vorgeht, er sieht auch nichts, — sie, immer nur sie ist es, die noch vor seinen Augen da steht.

Das, das also war sie! So sah sie jetzt aus! So verstand sie zu spielen! Plötzlich aber drängte eine Frage sich in ihm auf: Woher hatte sie diese Töne? Woher kannte sie das Leben, dies

Leben, das sie da oben so wahrheitsgetreu wiedergab, — woher kannte sie es so genau?! Ein neues Zittern ergreift ihn, ein neuer Schauer. Er wagt es nicht, den Gedanken auszublenken.

So sitzt er und staunt, von Akt zu Akt, und immer brennender, immer quälender drängt sich ihm dieselbe Frage auf: Woher weiß sie dies alles?

Da, im letzten Akt, da fällt es ihm ganz plötzlich wie Schuppen von den Augen, — ein Taumel macht ihn erbeben, — o Gott, o Gott! Ist es denn möglich? Ist es denn nur möglich, daß sie alles das erlebt hat, was sie da so ergreifend wiedergibt?

Das Stück ist aus. Der Vorhang fällt. Tösender Jubel braust durch das Haus. Wieder und immer wieder kommt sie vor die Gardine und dankt mit müdem, schmerzbelegtem Lächeln.

Er aber starrt sie an, und seine Augen sind voll Tränen, sein Gesicht ist fahl, um seinen Mund zuckt ein bitteres Beh, — so hatte er dies Wiedersehen sich nicht gedacht, so bei Gott nicht!

Und dann läuft er hinaus in die Nacht. Er hört nichts und sieht nichts. Weiter, nur weiter! Fort, nur weit fort!

Endlich sitzt er in dem Zuge, der ihn seiner Heimat wieder zuführen soll, und dort, mutterseelenallein, dort sinkt er zusammen und weint und schluchzt und begräbt nun auch sein Letztes noch, seine Erinnerung an sie.

Die Verpflegung und Ausrüstung des Millionenheeres

Von Major a. D. E. Morath-Ernst von Hammer.

(Mit 3 Abbildungen.)

In die Gewitterschwüle, die seit Jahr und Tag Europa, ja die ganze Welt verfinsterte, in all die Sorgen, die dem Gedanken an den kommenden Weltkrieg entsprossen, leuchtete wie mit einem Scheinwerfer ein treffliches Werk des deutschen Generalstabs: „Heeresverpflegung“ hinein. Was darin erzählt wird, ist wahre Heeresgeschichte. Er hat sie aber nicht getrieben, um aus ihr Rezepte für künftiges Handeln zu gewinnen. Die würden allzu häufig versagen im bunten Wechselspiel des Kriegs. Aber er läßt uns die Ereignisse geschichtlicher Epochen im richtigen Verhältnis sehen. Und da lernen wir zwei Leitsätze, die uns auch in diesem Weltkrieg als Richtschnur dienen mögen: Immer noch fand sich ein Genie, das trotz aller schier unüberwindlichen Hindernisse auch die Magenfrage des Heeres zu lösen verstand; und immer hatten die gleichen Ursachen die gleichen Wirkungen.

Aus dem weiten Gebiet der Möglichkeiten, einem Mangel der deutschen Heere im Kriege vorzubeugen, sollen hier nur die persönlichen und mechanischen Kriegsmittel herausgegriffen werden, die eine Lebensmittelversorgung der Millionen von Streitern gewähren. Die Kriegsverwaltung verfügt in ihren Intendanturen über ein geschultes Personal, das zwar noch niemals praktisch eine Schule des Kriegs durchmachte, aber doch in den vorausgegangenen letzten Friedensjahren in der Theorie sich eifrig auf die kommenden Ereignisse vorbereitete. Jedes Armeekorps hat seinen Feldintendanten mit einem Stabe an Räten und Unterbeamten. Jede Division verfügt über eine Feldintendantur mit Interpersonal. Eine Reihe von Lokalbeamten, vom Proviantmeister bis zum Depotaufseher, ist gut eingearbeitet für Empfang, Ankauf, Lagerung und Ausgabe der Vorräte an die Truppen. In der Heimat leitet im großen die Zentralstelle beim stellvertretenden Kriegsministerium den Nachschub auf die Kriegsschauplätze, und deren Truppen selbst stehen in erfahrenen Zahlmeistern und neuerdings auch in den Verpflegungsoffizieren sorgende Beiräte zur Hand. An mechanischen Mitteln, die Verpflegung dem Heere zuzuführen, fehlt es nicht. Die Feldküchen, unmittelbar zur Gefechtsbagage der Truppen gehörig, bereiten ihnen warme Kost und Kaffee. Unendlich viel bequemer und zweckdienlicher ist diese fahrbare Truppenküche als der alte Kochkesselbetrieb aus den letzten siegreichen Feldzügen Deutschlands. Jetzt werden die Nahrungsmittel gründlich ausgenutzt und erquicken den müden Mann auf dem Marsche und nach dem Einrücken in Unterkunft oder Bivak. Damals empfing er erst dann seine Handvoll Reis und sein Stück zähes, frisches Fleisch, um, erschöpft von den Strapazen des Tages, es sich selbst zu bereiten. Oft genug flog die Vieherung über den Zaun. Lieber hungrig schlafen als erst kochen!

Die Feldküche ist auch im französischen Heere eingeführt. Ebenso verstehen unsere Verbündeten, die österreichisch-ungarischen Heere, praktischen Vorteil daraus zu ziehen. Ich sah in den letzten großen Manövern, wie tadellos diese fahrbaren Küchen funktionierten und wie den genügsamen Völkern der Doppelmonarchie das Essen mundete. Meister im Kochen sind die Verpflegungs-offiziere des eidgenössischen Heeres: der „Herr Hubmann“ ist aber auch oft genug ein stattlicher Hotelier, der selbst genau weiß,

was gut schmeckt. Durch dieses mechanische Verspflegungsmittel gewinnt die Truppe bedeutend an operativer Unabhängigkeit, und die Leistungen lassen sich ohne Schaden erheblich herausheben. Den Feldküchen führen die „Lebensmittelwagen“ die Materialien zu. Sie vermitteln den Verkehr zwischen den Verspflegungskolonnen der Divisionen und den Feldmagazinen und fahren nach Entleerung sofort zurück zu neuem Empfang. Die Verspflegungskolonnen wieder, aus Proviant- und Fuhrparkkolonnen bestehend, füllen sich normalmäßig aus Etappenmagazinen und diese aus Verspflegungs- und Haferzügen, die aus rückwärtigen Verspflegungszentren abgelassen werden.

Um ein Bild von dem Massenverbrauch an Nahrungsmitteln zu geben, die unmöglich aus dem besetzten Landstrich allein entnommen werden können, weil sonst die heimische Bevölkerung der Hungersnot preisgegeben würde, sollen einige Zahlen gegeben werden. Der Tagesbedarf für eine Armee von 200 000 Mann und 60 000 Pferden der Verspflegungsstärke wiegt an Portionen 200 000 Kilogramm, an Hartfutter für Pferde 414 000 Kilogramm, zusammen 614 000 Kilogramm, und enthalten zum Beispiel das Fleisch von 400 Ochsen oder 3800 Hammeln und 15 000 Kilogramm Brot. Wir rechnen aber im jetzigen Kriege nicht mit Hunderttausenden von hungrigen Mägen, sondern mit Millionen. Die 200 000 Mann stellen nur eine mittelstarke Armee dar, davon wir eine ganze Anzahl marschieren lassen. Zur Fortschaffung bedürfen jene 614 Tonnen nicht weniger als 10 Fuhrparkkolonnen, das sind 480 Packwagen oder 100 leichte Armeelastzüge, bestehend aus Motorwagen mit Anhängern.

Weiter muß noch der Feldbäckerei gedacht werden. Jedes Armeekorps, auch in den nichtdeutschen Heeren, hat zwei Feldbäckereikolonnen. Die unseren führen 12 fahrbare Backöfen und können in 12 Stunden 23 000 Brotportionen zu 1,5 Kilogramm herstellen. Mit diesen mechanischen Mitteln läßt sich der Nachschub meist rechtzeitig herstellen und an Ort und Stelle bringen.

Wie man ein System von Einzelleistungen und Hilfsmitteln in den Dienst der Heeresverspflegung stellt, um den Soldaten körperlich leistungsfähig zu erhalten, so bedarf die Kriegsführung weiter eines umfangreichen Apparates, damit der Kämpfer durch Ersatz seiner Munition kampffähig bleibt. In den Schlachten des Wandschurischen Krieges wurden bis zu 400 Patronen für das Gewehr und 480 Schuß für das einzelne Geschütz verfeuert. Das bedeutet eine enorme Steigerung des Feuers gegen 1870/71. Damals hatten wir einen Durchschnittsverbrauch von 56 Patronen pro Gewehr. Der Höchstverbrauch belief sich auf 200 Patronen an einem Schlachttag. Ebenso krieg seitdem der Verbrauch an Geschossen bei der Artillerie. Bei Wörth wurden im Durchschnitt 40, bei Sedan 37 und bei St. Privat 53 Schuß aus dem einzelnen Geschütz der Feldartillerie verfeuert. Von der Nachschub an Munition hängt der operative Wert der Truppen ebenso sehr ab wie von der regelmäßigen Feldverspflegung. Wir besitzen für den Nachschub der Munition die Infanterie- und Artilleriemunitionskolonnen jedes Armeekorps und die Munitionswagen der Truppen selbst, die aus den Kolonnenwagen empfangen, welche letztere wieder aus den Munitionsdepots oder Munitionszügen gespeist werden. Die Kolonnen legen in normalem Verhältnis Tagemärsche bis 25 Kilometer zurück; die Truppenmunitionsfahrzeuge passen sich den Bewegungen der Truppeneinheiten an. Österreich-Ungarn transportierte die Munition für Maschinengewehrabteilungen und Gebirgsbatterien auch durch Tragtiere, die ich in vorzüglicher Leistungskraft auf steilen Gebirgspfadern beobachtete.

Wo und wie sollen wir unser Obst im Winter aufbewahren?

Hat man die Wahl, so gebe man dem nach Norden geöffneten Keller den Vorzug, da dieser der Wärme am wenigsten ausgesetzt ist. Als Grundlag halte man fest, die Temperatur im Keller darf keinen allzu großen Schwankungen unterworfen sein, die durchschnittliche Temperatur soll + 5 Grad Celsius betragen. Vorteilhaft ist es, wenn der Keller nicht allzu tief liegt, jederzeit leicht durchlüftet werden kann und auch eine geringe Feuchtigkeit vorhanden ist. Zu groß und auch nicht stehend darf die Feuchtigkeit sein, sondern es muß stets eine gewisse Luftbewegung stattfinden, da das Obst sonst zur Fäulnis neigen würde. Hinwieder sind allzu trodene Räume, die schlecht durchlüftet werden können, ungeeignet, da in diesen die Früchte zu leicht welken. Die Fenster des Kellers sind durch Läden abzuschließen, um das Licht am Eindringen zu hindern.

Nach Möglichkeit muß vermieden werden, eingemachte Sachen, wie Sauerkraut usw., in demselben Raume aufzubewahren, da Obst sehr leicht dazu neigt, alle möglichen Geschmacksrichtungen

anzunehmen. Da in den Decken und Wänden der geschlossenen Kellerräume gerne Schimmel- und Fäulnispilze sich ansiedeln, so werden zweckmäßig vor Einbringung des Obstes die Wände gekalkt und geweißt, auch schwefelt man die Räume vor dem Gebrauch gut aus. Trotz sorgfältiger Säuberung des Kellers und der Stellagen tritt häufig ein schnelles Verderben der Früchte ein. Dies hat seinen Grund darin, daß die Früchte die schädlichen Pilze schon von den Bäumen mitbringen. Die Sporen und Samenförmer dieser Pilze finden in den verwundeten Stellen der Früchte guten Nährboden und vermögen dieselben in kurzer Zeit zu verderben. Man muß deshalb bestrebt sein, nur gesundes, gut entwickeltes Obst zur Einlagerung zu bringen. Von Zeit zu Zeit ist das Obst einer genauen Durchsicht zu unterziehen. Alle, selbst ganz geringfügig beschädigte Früchte, sind sofort auszuscheiden, um weiterer Ansteckungsgefahr vorzubeugen.

Die Lagerung des Obstes geschieht zweckmäßig auf Hürden, die längs der Kellervände auf Gestellen ruhen. Die Früchte werden reihenweise nebeneinander geordnet, und zwar die Birnen mit dem Stiele nach oben, die Äpfel mit dem Stiele nach unten.

Aber noch andere Gefahren drohen unserem sorgsam gehüteten Winterobst. Sobald die Feldfrüchte eingeheimst und die kalte Jahreszeit beginnt, stellt sich ein ungebeter Gast ein. Die Feldmäuse lassen sich in unseren Wohnungen häuslich nieder, und wehe dem Obstlager, dessen sie habhaft werden können. Sie begnügen sich nicht mit einer Frucht zur Stillung des Hungers, sondern sie benagen einen Apfel nach dem anderen, hoffend, immer noch etwas Besseres zu finden. Diesen Räubern muß unbedingt das Handwerk gelegt werden, will man nicht seinen ganzen Obstvorrat preisgeben. Außer Aufstellen von Fallen suche man hauptsächlich die Obsthürden ihnen unzugänglich zu machen. Dies geschieht am besten dadurch, daß man die Füße der Gestelle in 25–30 cm hohe glatte Blechbüchsen stellt, wodurch den Mäusen das Erklettern erschwert wird. Auch stellt man die Füße der Gestelle in flachere, breite Gefäße und füllt diese mit Wasser.

Hat nun jemand keinen geeigneten Raum zum Aufbewahren seines Obstes, so nehme er saubere Kisten oder Fässer, bohre einige Luftlöcher in Boden und Deckel, pade die Früchte hinein und stelle sie auf den Boden. Bei Eintritt kälteren Wetters sichert man das Obst durch Überdecken von Tüchern usw.

G. Fusch.

Fürs Haus

Die Behandlung des Schuhwerks.

Ein eleganter Schuh erhöht die Gesamtwirkung der Toilette, ja er ist beinahe das Tüpfelchen auf dem i, denn eine plumpe Chaussure verdirbt den Eindruck selbst des schönsten Kleides. Die Eleganz des Schuhwerks, seine Haltbarkeit in bezug auf Form und Material ist nicht allein abhängig von der Güte der Ausführung, sondern gleicherweise von der Pflege, die man dem Stiefel angedeihen läßt. Je raffinierter der Schuhkünstler in der Verwendung der Farben und des Materials vorgeht, je schwieriger wird die Aufgabe, die zierliche Fußbekleidung im vollen Glanz ihrer Schönheit zu erhalten. Da ist zunächst das unumstößliche Grundgesetz:

Jeder Schuh muß nach dem Tragen auf den Leisten. Es gibt Holz- und Metallleisten, feste, nach dem Fuß gearbeitete, verstellbare und federnde, die für jeden Stiefel passen. — Ist der Schuh einmal gründlich durchnäßt, so darf er nicht gleich auf den Bügel kommen. Man stopfe ihn zunächst mit Zeitungspapier aus, das die Feuchtigkeit anzieht, lege ihn seitlich, so daß der Luft Zutritt zur Sohle gewährt wird, und lasse ihn so trodnen. Ein schnelles Trodnen am offenen Feuer verdirbt den Schuh vollständig. Eine weitere Schwierigkeit ist das Aufbewahren des Schuhwerks. Meist bringt man seine Stiefel im Waschtisch unter, ohne zu bedenken, daß die durchschlagende Feuchtigkeit schädlich für das Leder ist, oder man stellt sie in den Kleiderkasten, wo sie achlos hin und her geschoben, immer im Wege stehen und durch Stoßen und Zerren verderben werden. Unser Bild zeigt ein zierliches Möbel, das diesem Uebelstande abhilft und dem Schuhwerk ein ruhvolles, zuträgliches Asyl verschafft. Die Stiefel stehen nur mit Absatz und Spitze auf den schmalen Holzleisten, die Luft kann ungehindert an die Sohle gelangen und oben und unten im Schrank ist reichlich Platz zur Unterbringung des Reinigungsmaterials, das bei einer Auswahl moderner Schuhe, wie man sie heutzutage besitzt, zu einer kleinen Schuh-



apotheke anwächst. Auch Schuhe verlangen als Kinder ihrer Zeit eine individuelle Behandlung. Der Seidenschuh darf nur zart mit einem weichen Lappchen abgestaubt werden, das sämische Leder verlangt die Bürste, Landleider eine Prise Schuhcreme, die Stoffgamasche Benzin und der weiße Lederschuh den Fugummi. Für farbige Leinwand gibt es den Ruchstein in allen Schattierungen, und manchmal hilft ein energisches Seifenbad hartnäckigen Flecken den Garaus machen. Die Sohle muß freilich dabei von aller Rasse freigehalten werden. Weiche, waschbare Poliertücher zum Auftragen und Nachreiben sind selbstverständliche Voraussetzung. Gepflegtes Schuhwerk wird bei verlängerter Haltbarkeit die Mühe der sorgfältigen Behandlung durch tadelloses Aussehen belohnen. J. Sp.

Unsere Bilder

Prinz Ernst zur Lippe, Leutnant beim Feldartillerie-Regiment von Scharnhorst, fiel am 28. August auf dem Feld der Ehre. Er ist ein Vetter des regierenden Fürsten und wurde 1892 als zweiter Sohn des Prinzen Rudolf zur Lippe geboren. Mit seinem Tode beklagt das lippeische Fürstenhaus den Verlust des dritten Prinzen während dieses Feldzuges.

General Viktor Dankl, der Sieger von Arasnit. Die dreitägige Schlacht bei Arasnit war der erste große Erfolg der österreichischen Armee gegenüber den Russen, der zweifellos auf die Haltung der Balkanstaaten einen entscheidenden Einfluß ausübte. Die Nachricht vom Siege bei Arasnit wurde in Österreich-Ungarn und Deutschland mit Begeisterung aufgenommen.

Der neue Papst Benedikt XV., Kardinal della Chiesa, war bisher Erzbischof von Bologna. Er entstammt einem alten lombardischen Adelsgeschlechte und wurde am 31. November 1854 in Regli in Ligurien geboren. Seine Laufbahn führte ihn in den politischen Dienst der Kirche, er wurde Staatssekretär des Heiligen Stuhles, dann 1908 Erzbischof von Bologna. Er gilt als eine hochgebildete, weitblickende Persönlichkeit von bedeutendem diplomatischem Geschick. Er betündete für Wissenschaft und Literatur stets lebhaftes Interesse und ist nicht nur der Abkammerung, auch der Gesinnung nach Aristokrat.

Ein gepanzertes französisches Flugzeug, ausgerüstet mit einem Geschütz zur Vernichtung gegnerischer Flugzeuge und zur Jagd auf Luftschiffe. Mit diesem Flugzeug wurden kurz vor dem Ausbruch des Krieges in Villacoublay bei Paris Versuche gemacht. Von Erfolgen dieser Panzerflugzeuge hat man aber bisher ebensovienig gehört, als von der Fliegerinvasion, durch die am ersten Kriegstag die Rheinbrücken und die Hauptbahnhöfe auf der deutschen Aufmarschlinie zerstört werden sollten.



Gesichtspunkte.
Die kleine Trude: „Mama, Onkel Rechtsanwalt sprach gestern immer von Gesichtspunkten, meinte er da Tantes Sommerprossen?“

Allerlei

Zahlne Neptit. „Was muß ich sehen, Herr Würger, Sie hier beim Frühstücken? Kürzlich behaupteten Sie doch, tagsüber läme kein Tropfen Bier über Ihre Lippen.“ — „Trinken Sie vielleicht das Bier tropfenweise?“

Überraschung. Ein Vater sagte seiner Tochter, wenn sie tochen lerne, werde er ihr eine Überraschung bereiten. Sie erlernte die edle Kunst und er überraschte sie, indem er die Kochin entließ.

Wie immer. „War der Herr Professor auch bei der Hochzeit seiner Tochter so sehr vergeßlich?“ — „Wehr natürlich denn je; denn nur so konnte es ihm passieren, daß er bei der Tafel seinem Schwiegerohn in längerer Rede herzlich dafür dankte, daß er sich zu dem Feste aus seinem entfernt gelegenen Wohnort herbekümmert habe.“

Künstlerleid. In Italien und Frankreich waren zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zwei Komponisten, Paisiello und Zingarelli, sehr beliebt. Als jedoch Rossini Opern immer größerer Anhang fanden, stand man den Kompositionen der erstgenannten Künstler bald interesselos gegenüber. Zingarelli, als Direktor des Konservatoriums für Musik in Neapel, unterlagte aus Neid seinen Schülern bei idwerner Strafe das Studium Rossinischer Partituren. Wer bei diesem Studium betroffen wurde, durfte das Konservatorium nicht mehr besuchen. Nur durch einen königlichen Befehl konnte Zingarelli schließlich dazu gebracht werden, dieses Verbot aufzuheben. — Da traf eines Tages Zingarelli mit Rossini zusammen. Rossini kannte die Abneigung Zingarellis gegen seine Opernwerke. Zingarelli wurde von einem seiner Schüler begleitet und versuchte, Rossini dadurch zu demütigen, daß er dem Meister seinen Schüler mit den Worten vorstellte: „Sehen Sie, lieber Rossini, dieser junge Mann ist auch ein Nachahmer Ihrer Musik. Wollen Sie ihm nicht einmal ins Gewissen reden, daß er das unterläßt?“ — Rossini sah seinen eifersüchtigen Kollegen lächelnd an und sagte zu ihm mit vergnügter Miene: „Sie verlangen von mir Unnötiges, verehrter Direktor. Ich meine, Sie besorgen das bereits so gründlich, daß für mich nichts mehr zu sagen übrig bleibt.“ H. M.

Gemeinnütziges

Gesundheitspflege im Oktober. Der Monat Oktober bringt die richtige Herbstwitterung. Kühle Nächte, schöne, herrliche Tage, napfalte Nebel und raue Abendwinde wechseln einander ab. Da gilt es in gesundheitlicher Beziehung besonders vorsichtig zu sein. Die Kleidung muß stets der Witterung angepaßt sein. Solange es schön warm ist, kann man wohl noch mit leichter Kleidung auskommen; sobald es aber kühl wird, muß man Unterkleidung anziehen. Diejenigen, welche schon früh hinaus müssen oder spät heimkehren, werden auch an schönen Tagen die Unterkleidung nicht entbehren können, da es frühmorgens und abends immer sehr kühl ist. Allerdings ordentlich abgehärtete Menschen haben Unterkleidung weniger nötig, weil ihr Körper widerstandsfähiger ist. Um sich in der Übergangszeit gesund zu erhalten, ist es notwendig, dafür zu sorgen, daß der Stoffwechsel immer regelmäßig vonstatten geht. Wer keine genügende Beschäftigung in Feld und Garten hat, muß die schönen Tage durch Fußwanderungen ausnützen. Wer an unfreundlichen Tagen im Zimmer bleiben will und muß, der sollte sich hier die nötige Bewegung verschaffen. Besonders Kinder sollen nie müßig herumhocken, sondern körperliche Übungen durch Hanteln usw. pflegen. Zur Vermeidung von Erkältungen muß auf das Schuhwerk große Sorgfalt gelegt werden. Durchlässiges Schuhwerk darf man in der kalten Jahreszeit niemals tragen; denn nasse Füße sind häufig die Ursache schwerwiegender Erkältungskrankheiten. Wenn es kühler wird, muß natürlich auch der Ofen wieder in Anspruch genommen werden. Da erfahrungsmäßig auch schon an schönen Tagen die Wohnungen unter der Einwirkung der kalten Nächte sehr kühl sind, empfiehlt sich das baldige Heizen. Namentlich für die Landleute, die sich den ganzen Tag über in der warmen Luft aufhalten, ist das Heizen der Wohnung in diesen Tagen rätlich, weil sie sich sonst darin abends leicht erkälten können. Beim Heizen ist aber wieder Vorsicht geboten. Niemals darf ein Zimmer überheizt werden. Stets ist darauf zu achten, daß die Temperatur 15 bis 17 Grad Celsius beträgt. Gewarnt muß auch davor werden, den Ofen zu früh zu schließen. Wo sich noch eine Ofenklappe befindet, muß sie entfernt werden. Bekanntlich hat die leidige Ofenklappe schon oft Kohlenasvergiftungen hervorgerufen. Diese können aber auch erfolgen, wenn die Ofen keinen genügenden Zug haben oder schadhaft sind. Eine Prüfung der Ofen durch Sachverständige ist daher geboten. — hg.

Kofflee verträgt im Winter sehr gut eine Kopfbügelung; auch das Aufstreuen von Nische oder Gips ist anzuraten.

Durchdringende Gerüche im Krankenzimmer. Starriechende Essenzen, Seifen, sehr intensiv duftende Blumen, Reste von Speisen, gebrauchte Geschirre, sollen aus einem Krankenzimmer sofort entfernt werden.

Logogrivh.

Mit o als Instrument
Man bei Musik mich kennt.
Mit o werd' ich genannt
Als Stadt im deutschen Land.
Geirich Vogt.

Palindrom.

Werd' ich von vorn gelesen,
Reim' ich ein Götterwesen.
Ach bin, wenn mich von hinten,
Als alte Stadt zu finden.
Julius Fald.

Auflösung.

M	R	A				
M	A	R	O	C	C	O
	R		U			
A	M	U	L	E	T	T
	A		E		O	
A	R	I	A	D	N	E
	A		U			

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Bilderrätsel.

